
Raus aus dem Elfenbeinturm?! Dekolonialisierung von Wissen am Beispiel des kollaborativen Stadtteilprojektes QUERgesund: eine empirische Untersuchung : M.A.-Arbeit

Pajonk, Yvonne Abena

Betreuer/in: Berchem, David Johannes ; Falge, Christiane

Hochschulschrift: Ruhr-Universität Bochum, Masterarbeit, 2022

Typ: Selbstständige Publikation, Monografie, Abschlussarbeit

Erschienen: Bochum, Ruhr-Universität Bochum - Fakultät für Sozialwissenschaft, 2022

Schlagwörter: Masterarbeit, Sozialwissenschaften, RUB, Fakultät für Sozialwissenschaften, Medizin und Gesundheit, Ruhr-Universität Bochum

Link FRL: <https://repository.publisso.de/resource/fri:6484217>

Link LIVIVO: <https://www.livivo.de/doc/99374610755306441>

Link NRW-Katalog: [https://nrw.digibib.net/search/hbzvk/record/\(DE-605\)HT030852292](https://nrw.digibib.net/search/hbzvk/record/(DE-605)HT030852292)

Zitationsvorschlag:

Pajonk, Yvonne Abena (2022): Raus aus dem Elfenbeinturm?! Dekolonialisierung von Wissen am Beispiel des kollaborativen Stadtteilprojektes QUERgesund: eine empirische Untersuchung : M.A.-Arbeit. Bochum: Ruhr-Universität Bochum - Fakultät für Sozialwissenschaft

DOI: [10.4126/FRL01-006484217](https://doi.org/10.4126/FRL01-006484217)

Nutzungsbedingungen:

ZB MED hat für dieses Dokument das einmalige Zweitveröffentlichungsrecht erworben. Sie dürfen es zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch speichern und kopieren. Dieses Dokument darf nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigt, im Internet verbreitet, öffentlich ausgestellt, aufgeführt, vertrieben oder anderweitig genutzt werden. // ZB MED has obtained the right for a single re-distribution of this document. You may save and copy it for your own scientific purposes and for private use. This document may not be reproduced for public or commercial purposes, distributed on the Internet, publicly displayed, performed, republished or used in any other way.

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaft

Raus aus dem Elfenbeinturm?!
Dekolonialisierung von Wissen am Beispiel
des kollaborativen Stadtteilprojektes
QUERgesund.
Eine empirische Untersuchung

M.A.-Arbeit

Vorgelegt von: Yvonne Abena Pajonk
Matrikelnummer: 108017114909

Betreut durch
Erstgutachter: Dr. phil. David Johannes Berchem
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Christiane Falge

Bochum, den 29.03.2022

Danksagung

Zuerst gebührt mein Dank Prof. Dr. Christiane Falge und Dr. phil. David Johannes Berchem, die meine Masterarbeit betreut und begutachtet haben sowie mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Außerdem danke ich dem Team von QUERgesund und ganz besonders den Stadtteilmforscher:innen für ihre Offenheit und den gegenseitigen Austausch.

An dieser Stelle möchte ich meinen Dank ebenfalls an das *Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrum* richten, die mich mit der Vergabe des Deutschlandstipendiums während meines Masterstudiums unterstützten.

Außerdem danke ich allen Menschen, die mich in den letzten Wochen und Monaten bei der Fertigstellung dieser Arbeit mental sowie vor Ort unterstützt haben.

Für mein ungeborenes Kind
und
die kommende Generation

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
2	Theoretische Perspektivierungen I	10
2.1	Dekolonialisierung von Wissen(schaft)	10
2.2	Die Universität als Ort der Wissensproduktion	13
2.2.1	Postkoloniale Wissenschaften	16
2.2.2	Universities vs. Pluriversities	19
3	Theoretische Perspektivierungen II	25
3.1	Methode der kollaborativen und partizipativen Sozialforschung	25
3.2	Kollaborative Ethnografie	26
3.3	Partizipative Gesundheitsforschung	29
4	Forschungsstand	32
5	Forschungsdesign	35
5.1	Expert:inneninterviews	35
5.2	Erstellung des Interview-Leitfadens	36
5.3	Datenerhebung und Sample	38
5.4	Auswertungsverfahren	38
5.5	Digitale Interviews	40
5.6	Reflexion über den interaktiven Forschungsprozess	43
5.7	Forschungsethik	44
6	Praxisbeispiel QUERgesund	46
6.1	Hustadt – ein Stadtteil im Wandel	46
6.2	Stadtteillabor	48
6.3	Projekt QUERgesund	49
6.4	Akteur:innen	52
7	Ergebnisse der Interviews	55
7.1	Kollaborative Forschung	55
7.1.1	Definitionen kollaborativer Forschung seitens der Akteur:innen	56
7.1.2	Potenziale kollaborativer Forschung	59
7.1.3	Herausforderungen kollaborativer Forschung	61
7.1.4	Grenzen kollaborativer Forschung	66
7.2	Projekt QUERgesund	67
7.2.1	Besonderheiten des Projektes	67
7.2.2	Herausforderungen während der Projektlaufzeit	68
7.3	Hustadt	70
7.3.1	Thema „Überforschung“	71
7.3.2	Hustadt – Veränderungen im Laufe des Projektes	73

7.4	Stadtteelforscher:innen.....	75
7.4.1	Selbstbild der Stadtteelforscher:innen.....	76
7.4.2	Fremdbild der Stadtteelforscher:innen.....	77
8	Diskussion	80
8.1	Was macht kollaborative Forschung kollaborativ?	80
8.2	Kollaborative Forschung als dekoloniale Praxis?	86
8.3	Dekolonialisierung des Denkens in der Wissenschaft.....	88
9	Reflexionen und Limitationen.....	91
10	Schlussbetrachtung.....	93
11	Quellenverzeichnis	96
11.1	Literatur	96
11.2	Onlinequellen	100
11.3	Zeitungsartikel.....	101
12	Anhang	102
	Selbstständigkeitserklärung.....	103

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Stufen der Partizipation nach Wright, Block, von Unger (Wright, 2021, S. 118).....	30
Abbildung 2: Kategoriensystem (Eigene Darstellung).....	40
Abbildung 3: Dreiecksverhältnis Wissenschaft – Community – Praxis (Eigene Darstellung)	86

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Schritte des Forschungsprozesses nach Moyra Keane (Eigene Darstellung).....	23
Tabelle 2: Überblick geführte Interviews (Eigene Darstellung)	38

1 Einleitung

„Because the world is becoming smaller, people from different realities can benefit from learning about and accepting each other. The challenge of modernity is to bring the world together into a unified whole in the middle of which diversity can exist. The respect for difference works only if connected with this vision.“ (Somé, 1994, S. 10)

Die gesellschaftliche Diversifizierung und Pluralität stehen im starken Kontrast zu den überwiegend *weißen*¹ und männlichen akademischen Strukturen an der Universität sowie der fehlenden Repräsentation von Diversität unter den Lehrenden oder in den Curricula (vgl. Morreira, 2015). Nach wie vor spielen die westlichen Universitäten und Hochschulen jedoch eine entscheidende Rolle in der Wissensproduktion und Wissenszirkulation.

In der vorliegenden Masterarbeit wird aus diesen Gründen das Thema der Dekolonialisierung von Wissen behandelt. Ausgehend von der These ‚Wissen ist Macht‘ wird die Notwendigkeit einer machtkritischen Perspektive in der Wissenschaft und einer dekolonialen Praxis aufgezeigt. Diese Arbeit knüpft an die globalen Forderungen studentischer Bewegungen nach einer Dekolonialisierung der Universitäten an. In den letzten Jahren entstanden verschiedene Abhandlungen über den Wandel der Universitäten; von einem Ort des Strebens nach Wissen und Erkenntnis zu einer neoliberalen Institution, in der Absolvent:innen² mittels Kreditpunkten abgefertigt werden (vgl. Mbembe, 2016, S. 30). In einem vorgegebenen Zeitrahmen sollen Studierende möglichst effektiv ihren Studienabschluss erreichen, um dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stehen. Neben einer kritischen Analyse dieser Strukturen liegt der Schwerpunkt des theoretischen Teils dieser Arbeit in der Betrachtung eurozentristischer Wissensstandards, denen ein Universalitätsanspruch immanent ist: Wissenschaft wird dort im Allgemeinen als eine Praxis der universalen ‚wahren‘ Wissensproduktion angesehen. Aufgrund dessen ist ein Bild einer vereinheitlichten Wissenschaftskultur entstanden, welcher ein gemeinsames Normen- und Wertesystem zugrunde liegt, das sich in der Institution Universität wiederfindet (Weingart, 2013, S. 127f.). Wissenschaft wird demnach als international anerkanntes, standardisiertes System gesehen, in dem Praktiken und Standards des wissenschaftlichen Arbeitens unabhängig von Praxis, Personen und Situationen allgemein gültig sind. Während die Postkolonialen Theorien sich u. a. mit der Analyse und Kritik von bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen, Repräsentationen, Identitäts- und Stereotypenbildungen sowie wissenschaftlichen Erkenntnis-

¹ *weiß* wird hier kursiv geschrieben, da es sich um eine Analysekategorie und politische Beschreibung und keine Farbbezeichnung handelt (vgl. Ogette, 2020).

² Genderneutrale Sprache. Mit dem Doppelpunkt wird versucht, die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit nicht mitzutragen, sondern vielmehr ein Spektrum abzubilden. Aus diesem Grund wird bei geschlechterzuweisenden Wörtern der Doppelpunkt genutzt (z. B. Absolvent:innen).

und Legitimationsprozessen beschäftigen, geht es im Dekolonialisierungsdiskurs insbesondere um die Reflexion eurozentristischer und epistemischer Mechanismen sowie der Dekonstruktion und Transformation dieser Strukturen. Das Thema wird in der Literatur aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlich diskutiert. Der Fokus dieser Arbeit liegt auf der Dekolonialisierung von Wissen sowie der Dekolonialisierung von Universitäten. Außerdem stellt sich die Frage, wie es mit dem Wissenstransfer in die Gesellschaft aussieht. Ist die Wissenszirkulation hinein in die Gesellschaft ein Ziel der universitären Forschung oder lässt sich die Metapher des Elfenbeinturms heranziehen, die einen geistigen Ort der Abgeschiedenheit und Unberührtheit von der Welt beschreibt? Wer hat angesichts gesellschaftlicher Heterogenisierung Zugang zu unseren Universitäten und wer nicht? Wer lehrt an den Institutionen und was wird gelehrt? Beschäftigt sich die Forschung mit den Themen unserer Gesellschaft und werden die Ideen in der Praxis umgesetzt oder dienen die Forschungsergebnisse dem Selbstzweck? Bieten die postkolonialen Wissenschaften oder das Konzept der „*Pluriversities*“ (Boidin/ Cohen/ Grosfoguel, 2012) eine Alternative?

Darüber hinaus beschäftigt sich die Arbeit mit der Methode der kollaborativen oder partizipativen Forschung, welche aus der Kollaborativen Ethnografie hervorgegangen ist und interdisziplinär Anwendung unter verschiedenen Namen gefunden hat. Bislang ist der Zusammenhang der beiden Forschungsfelder noch nicht untersucht worden. Insbesondere der Anwendung der Methode der kollaborativen Forschung als dekoloniale Praxis im Kontext der Arbeit mit marginalisierten *Communities* und Studierenden zum Thema Gesundheit und soziale Ungleichheit wurde bisher wenig Beachtung geschenkt. Somit besteht eine Forschungslücke hinsichtlich des Nutzens kollaborativer Methoden im Diskurs der Dekolonialisierung.

Folgende Forschungsfrage sowie zwei Teilfragen liegen der Untersuchung zugrunde und bilden den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit:

Inwiefern trägt die Methode der kollaborativen Forschung zur Dekolonialisierung von Wissen bei?

- (a) Welche Chancen und Herausforderungen birgt der Prozess der Dekolonialisierung des Wissens an Universitäten und in der Forschungspraxis?
- (b) Was verstehen die Akteur:innen des Stadtteilprojektes QUERgesund unter kollaborativer Forschung und wie wird diese in der Praxis umgesetzt?

Diese Arbeit ist zweigeteilt. Der erste Teil besteht aus zwei Theorieblöcken, von denen der erste als Grundlage für die Beantwortung der Teilfrage (a) dient und der zweite, empirische Teil, der Teilfrage (b) nachgeht. Für den zweiten Teil der Arbeit wird die Methode der kollaborativen

Sozialforschung mit ihren Potenzialen und Herausforderungen anhand eines kultursensiblen Stadtteilprojektes in der Praxis empirisch untersucht. Im Rahmen dieses empirischen Vorhabens wurden 11 qualitative Interviews mit verschiedenen im Projekt beteiligten Akteur:innen durchgeführt. Die Interviews wurden induktiv in Anlehnung an die *Grounded Theory* ausgewertet, um einen offenen und erkenntnisgewinnenden Ansatz zu verfolgen, der zu neuen Theorien führen kann (vgl. Breidenstein et al., 2020).

Zu Beginn dieser Arbeit steht die theoretische Einführung in den Diskurs der Dekolonialisierung mit einem Schwerpunkt auf die Dekolonialisierung von Wissen(schaft) sowie der Dekolonialisierung von Universitäten und einem Einblick in die Postkolonialen Theorien. Ein Fokus liegt dabei auf den bestehenden Dekolonialisierungsstrategien an der Universität und in der Forschungspraxis. Im folgenden Kapitel wird die Theorie um die Methode der kollaborativen und partizipativen Forschung ergänzt. Dabei wird der Ursprung der Methode berücksichtigt sowie die partizipative Gesundheitsforschung als konkretes Handlungsfeld vorgestellt. Im Anschluss daran wird der Forschungsstand präsentiert, welcher aus einer Auswahl an Studien besteht, die einzelne Aspekte der vorliegenden Untersuchung beleuchten und somit als theoretischer Ausgangspunkt des Forschungsvorhabens gedient haben. Das anschließende Methodenkapitel beschreibt das Forschungsdesign, die hier angewandte Methode der digitalen Expert:innenninterviews, die Datenerhebung, das Auswertungsverfahren und beinhaltet eine Reflexion des interaktiven Forschungsprozesses und abschließende Überlegungen zur Forschungsethik. Im Vorfeld zu den Ergebnissen wird das Praxisbeispiel QUERgesund eingeführt und im Stadtteilverortet und die involvierten Akteur:innen werden vorgestellt. Darauf folgen die Ergebnisse der Interviews, welche sich in Unterthemen gliedern. Diese werden anschließend diskutiert und in die theoretischen Perspektivierungen eingeordnet. Dies schließt eine kritische Betrachtung der Machtasymmetrien mit ein. Zudem wird berücksichtigt, dass kulturelle Phänomene stetig dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen. Mit Hilfe der ausführlichen theoretischen Rahmung sowie der empirischen Forschung wird die Fragestellung in der Schlussbetrachtung beantwortet und durch einen Ausblick ergänzt.

2 Theoretische Perspektivierungen I

Der erste Theorieblock befasst sich mit dem Diskurs zur Dekolonialisierung von Wissen. Im Folgenden wird der Begriff definiert und in die aktuellen wissenschaftlichen Debatten kontextualisiert. Daraufhin wird die Universität als Ort der Wissenschaft genauer beleuchtet. Anschließend folgt ein kurzer Überblick über die Postkoloniale Theorie in den postkolonialen Wissenschaften, in die sich der Diskurs der Dekolonialisierung einbetten lässt. Zum Schluss wird am Beispiel von ‚*Pluriversities*‘ ein dekolonialer Gegenentwurf zur Struktur und Gestaltung der Wissensinstitution Universität vorgestellt. Darüber hinaus werden weitere Strategien der Dekolonialisierung an Universitäten und in der Forschungspraxis präsentiert.

2.1 Dekolonialisierung von Wissen(schaft)

Im Duden sind die Begriffe Dekolonisierung und Dekolonialisierung synonym aufgeführt. Als Bedeutung wird auf die verwandte Form Dekolonisation als „Prozess der Erlangung politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit ehemaliger Kolonien“ verwiesen (Duden, online, 2022). Die Herkunft des Wortes setzt sich aus dem lateinischen Präfix ‚de‘ was so viel heißt wie ‚von‘ oder ‚weg‘ und dem Begriff Kolonisation zusammen. Für letzteres werden in diesem Nachschlagewerk folgende zwei Bedeutungen aufgeführt: „1. Gründung und Entwicklung von Kolonien 2. a) das Kolonisieren b) wirtschaftliche Entwicklung rückständiger Gebiete des eigenen Staates (ebd.). An anderer Stelle wird kolonisieren mit besiedeln, bevölkern, erschließen oder kultivieren gleichgesetzt (ebd.).

Von der Kolonisation ist es nur ein kleiner Schritt hin zum Kolonialismus, der nicht nur die territoriale Expansion und militärische, politische und ökonomische Herrschaft meint, sondern die systematische Besetzung, Unterdrückung und Ausbeutung der lokalen Bevölkerung beinhaltet (vgl. Castro Varela/ Dhawan, 2005). Auch auf kultureller Ebene und in der Wissensproduktion sind koloniale Strukturen wirkmächtig und haben die Vorstellungswelten und Denkweisen der Menschen nachhaltig geprägt. Postkoloniale Theorie untersucht aus diesem Grund nicht nur den Prozess des Kolonialismus, sondern auch die fortwährende Dekolonisierung und Rekolonisierung (ebd., S. 8). Die Befreiung aus der kolonialen Beherrschung wird gleichzeitig als Beginn einer fortschreitenden Dekolonialisierung auf allen anderen Ebenen verstanden (ebd., S. 17).

Während in vielen Bereichen nach der offiziellen Auflösung der Kolonien ein andauernder Dekolonialisierungsprozess³ feststellbar ist, kann gleichzeitig jedoch der Bestand kolonialer Strukturen und Denkweisen beobachtet werden. Auf gesellschaftlicher Ebene werden (neo-)koloniale Denkweisen als subtile Formen kolonialer Gewalt wirkmächtig und umfassen beispielsweise auch die Produktion epistemischer Gewalt. Diese zeigt den konstitutiven Zusammenhang von Wissen, Herrschaft und Gewalt in der kolonialen Moderne auf (vgl. Brunner, 2020). Dabei trägt die epistemische Gewalt ganz entscheidend zur Erhaltung *weißer* Wissensbestände bei und fungiert als Ausschlussmechanismus nicht-*weißer* Wissensproduktionen. Vor diesem Hintergrund kann sich die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus nicht auf die historische Aufarbeitung beschränken, welche gleichwohl unabdingbar ist. Aus diesem Grund wird in der vorliegenden Arbeit im Folgenden die Schreibweise des Begriffes der Dekolonialisierung mit ‚ial‘ verwendet, um die Mehrdeutigkeit und Komplexität des fortdauernden Prozesses zu unterstreichen.

Bhambra, Gebrial und Nişancıoğlu erläutern, dass der Begriff Dekolonialisierung eine Vielzahl von Definitionen, Interpretationen, Zielen und Strategien beinhaltet. Diese Multiplizität von Perspektiven sollte nicht überraschen im Anbetracht von über 500 Jahren kolonialer Geschichte an verschiedenen historischen und politischen Schauplätzen auf der ganzen Welt (Bhambra/ Gebrial/ Nişancıoğlu, 2018, S. 2). Darüber hinaus stellt sich die Frage nach der Verwendung eines Begriffes, der aus einem ganz bestimmten historischen, politischen und geografischen Kontext stammt, für aktuelle Verhältnisse (ebd.). Zu der Nutzbarkeit des Begriffes für verschiedene Kontexte gibt es unterschiedliche Ansichten im wissenschaftlichen Diskurs.⁴ In dieser Arbeit wird der Ursprung des Dekolonialisierungsprozesses in der Befreiung der Kolonien sowie der Rückführung von Land verortet, jedoch lässt sich die Auseinandersetzung aufgrund der weitreichenden und bis heute bestehenden Kontinuitäten auch nicht darauf reduzieren (vgl. Bhambra/ Gebrial/ Nişancıoğlu, 2018). Zentrale Aspekte des Konzepts der Dekolonialisierung sind das Verständnis und die Berücksichtigung von globalen Machtverhältnissen; geschaffen und aufrechterhalten durch Kolonialismus, Imperialismus und Rassismus sowie durch die Etablierung von „alternative ways of thinking about the world and alternative forms of political praxis“ (ebd., S. 4). Allgemein geht es um den Einbezug heterogener Perspektiven, Standpunkte und Herangehensweisen sowie die Berücksichtigung politischer Wirkmächte und normativer

³ Weiterführende Literatur zum Prozess der Dekolonialisierung (vgl. Laenui, 2006; vgl. Pete, 2016). Mit dem Dekolonialisierungsprozess u. a. auch auf das Individuum bezogen, beschäftigt sich u. a. Grada Kilomba (vgl. Kilomba, 2020) und aus einer Schwarzen feministischen Perspektive Minna Salami (vgl. Salami, 2020).

⁴ Zur Nutzung des Begriffes Dekolonialisierung als Metapher kritische Anmerkungen (vgl. Tuck/ Yang, 2012).

Interessen in der Wissensproduktion (ebd.). Dabei bewegt sich der Diskurs jenseits des Eurozentrismus. Der Begriff des Eurozentrismus beschreibt die Annahme,

daß die allgemeine historische Entwicklung die als charakteristisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika betrachtet wird, ein Modell darstellt, an dem die Geschichten und sozialen Formationen aller Gesellschaften gemessen und bewertet werden können. (Conrad/Randeria, 2002, S. 12)

Unter der Dekolonialisierung von Wissen wird auch die Einnahme von nicht-westlichen Perspektiven verstanden, welche dem Universalitätsanspruch des Eurozentrismus entgegengestellt werden und damit eurozentristische Paradigmen in Frage stellen. Achille Mbembe zufolge: „[...] hielt die westliche Hemisphäre sich für das Zentrum der Welt, für die Heimat der Vernunft, des universellen Lebens und der menschlichen Wahrheit“ (Mbembe, 2018, S. 29). Dies beschreibt den Grundgedanken des Eurozentrismus. Gleichzeitig sei zu berücksichtigen, dass „der Versuch der Verabschiedung des Eurozentrismus [...] weder zu einer universalen Geschichte noch zur Vorstellung von Inseln kultureller Partikularität führen [muss]“ (Conrad/Randeria, 2002, S. 14). Vielmehr greift hier das Konzept des *entanglement*, der Verwobenheit und Komplexität geteilter Geschichten von Shalini Randeria (ebd., S. 17). Die Sozialanthropologin erläutert: „Die zahlreichen Abhängigkeiten und Interferenzen, die Verflechtungen und Interdependenzen bilden so den Ausgangspunkt eines transnationalen Geschichtsbildes“ (ebd.).

Der Diskurs der Dekolonialisierung umfasst die Reflexion eurozentristischer und epistemischer Mechanismen der (Neo-)Kolonialisierung auf struktureller Ebene sowie der Entstehung von dekolonialem Wissen in verschiedensten akademischen, künstlerischen und aktivistischen Beiträgen. Es geht um dekoloniale Wissenspraktiken, die u. a. für mehr Diversität im Personal und in den Curricula verschiedenster Bildungsinstitutionen sorgen. Dabei müssen die Denk- und Handlungsmechanismen der Gegenwart analysiert und Wege der Intervention gefunden werden. Felwine Sarr erinnert daran: „Der von der westlichen Vernunft eingeschlagene Weg ist nur einer von vielen“ (Sarr, 2020, S. 112). Daran anknüpfend werden im dekolonialen Diskurs auch die Möglichkeiten und Weisen der lokalen und globalen Produktion antikolonialen, emanzipatorischen Wissens erforscht, die innerhalb und vor allem gegen kolonial motivierte Wissensregime stattgefunden haben.

Wenngleich in der vorliegenden Arbeit die Betrachtung und dekoloniale Analyse der Universität als Ort der Wissensproduktion im Mittelpunkt steht, muss konstatiert werden, dass Wissensprozesse auch außerhalb von Institutionen stattfinden. Neben institutionalisierten Formen des Wissens, wie insbesondere der akademischen Wissensproduktion, lassen sich emanzipatorische Gestaltungen von Wissen in alltäglichen Situationen, im Habitus der Körper, in diversen

Künsten, in sozialen und spirituellen Ritualen, in digitalen Medien oder auch im politischen Aktivismus finden.

2.2 Die Universität als Ort der Wissensproduktion

Die Universität als Ort der Wissensproduktion wird in folgendem Kapitel betrachtet. Die aufgeführten Dekolonialisierungsstrategien beziehen sich größtenteils auf internationale Universitäten. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass es einen weiteren Diskurs über die Unterscheidung und jeweiligen Aufgaben von Universitäten und Hochschulen gibt. So wurde vom Wissenschaftsrat für eine weitere Ausdifferenzierung des deutschen Hochschulsystems plädiert (Wissenschaftsrat, 2010, S. 5). Die Hochschulen für angewandte Wissenschaften spielen eine wesentliche Rolle für den Wissenstransfer in die Gesellschaft⁵ und bieten daher auch den Rahmen für das in dieser Arbeit untersuchte Praxisbeispiel. Das Ziel der Hochschulen ist praxisnahe Forschung und die sinnvolle Verknüpfung von Theorie und Praxis. Dies meint eine anwendungsbezogene Forschung sowie praxisrelevante Lösungsstrategien (vgl. Klocke-Daffa, 2019). Dafür kommt es auch auf das zugrunde liegende Wissenschaftsverständnis an. Viel diskutiert wird das Wissenschaftsverständnis nach Karl Popper. Popper wird der Phase des Positivismus zugeordnet, grenzt sich jedoch in gewissen Punkten vom Wiener Kreis ab, wie folgendes Zitat zeigt:

Wissenschaft besteht also laut Popper im Kern aus der kontinuierlichen Überprüfung von Hypothesen. Grundlage von Wissensproduktion ist damit nicht der Empirismus, d. h. der Versuch, Theorie durch empirische Befunde zu verifizieren, der den Wiener Kreis gekennzeichnet hatte, sondern ein kritischer Rationalismus. (Niewöhner, 2012, S. 59)

Dementsprechend wird hier ein verändertes Wissenschaftsverständnis sichtbar. Wissenschaft ist nach Popper stets positiv von einem Sinn geleitet. Dabei geht es nicht nur um die Suche nach Wahrheit(en), sondern auch um die Lösung von Problemen und die Minderung gesellschaftlicher Missstände und Schieflagen. Zusammenfassend sieht Popper Wissenschaft trotzdem noch als Einheit und die Wissensproduktion lässt sich seiner Meinung nach auf eine universelle, wissenschaftliche Methode begründen (ebd., S. 58). Dieses Wissenschaftsverständnis entspricht nicht dem Verständnis von Wissen im Diskurs der Dekolonialisierung, sondern steht diesem sogar diametral entgegen, wie im vorherigen Kapitel deutlich wurde.

Nach diesen Vorüberlegungen wird nun die Universität als Ort der Wissensproduktion angeschaut. Einen zentralen Aspekt im Diskurs der Dekolonialisierung bildet die Forderung nach

⁵ Zum Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in partizipativen Forschungsprozessen (vgl. Hauser, 2020).

der Dekolonialisierung der Universitäten. Bewegungen und Kampagnen wie *Rhodes Must Fall Oxford (RMFO)* in Großbritannien oder *Why is My Curriculum White?*⁶ und *#LiberateMyDegree* aus den USA führen seit 2015 zu einer verstärkten medialen Behandlung des Themas (Bhambra/ Gebrial/ Nişancıoğlu, 2018, S. 1). Vorgänger der genannten Initiativen waren u. a. die studentischen Bewegungen *Rhodes Must Fall* in Südafrika und einige Kampagnen gegen die Kastenregelungen an indischen Universitäten (ebd.). Gemeinsames Ziel ist die Transformation der Universität und des Bildungssystems im Allgemeinen. Bhambra, Gebrial und Nişancıoğlu vereinen in ihrem Sammelband verschiedene Stimmen, theoretische Überlegungen sowie konkrete Beispiele aus der Praxis (ebd.) zu diesem Thema. Ihr Anspruch bzw. ihre Hoffnung: „In doing so, we hope, collectively, to contribute to practices which provincialize forms of European knowledge production from the centre” (ebd., S. 3). Es handelt sich eben nicht um neutrales, sondern um historisch und geografisch situiertes Wissen. Dabei geht es nicht nur um die Dekonstruktion dieses Wissens, sondern viel mehr um die Transformation von Wissen sowie die Anerkennung der inhärenten Positionalität und Pluralität dieses Wissens. Nach Mbembe ist die fehlende Positionalität westlicher Wissenskonstruktionen in ihrer Annahme der Trennung von Wissen und Wissenden begründet (Mbembe, 2016, S. 32). Das Ziel des Dekolonialisierungsdiskurses ist daher „to question the epistemological authority assigned uniquely to the Western university as the privileged site of knowledge production [...]” (Bhambra/ Gebrial/ Nişancıoğlu, 2018, S. 3) anhand der Dekonstruktion des westlichen Wissenskanons. Diesen beschreibt Mbembe wie folgt: „A Eurocentric canon is a canon that attributes truth only to the Western way of knowledge production. It is a canon that disregards other epistemic traditions” (Mbembe, 2016, S. 32). Demzufolge geht die Dekolonialisierung von Wissen immer auch mit einer geografischen Dezentrierung von Wissen einher.

Besondere Aufmerksamkeit muss diesbezüglich auf die westlichen Universitäten als Orte der Wissensproduktion, Reproduktion und Institutionalisierung und Bewahrung von kolonialem Wissen gelenkt werden, da diese maßgeblich zur Entwicklung von Theorien wie Rassismus und *White Supremacy* beigetragen haben, die als Legitimationsgrundlage und zur Ausbildung von Kolonialherren dienten (Bhambra/ Gebrial/ Nişancıoğlu, 2018, S. 5). Die Universitäten stellten beispielsweise indigenes Wissen zur Verfügung, was den Kolonialherren dabei helfen sollte, den Kolonisationsprozess zu beschleunigen, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

The foundation of European higher education institutions in colonised territories itself became an infrastructure of empire, an institution and actor through which the totalising logic of domination could be extended; European forms of knowledge were spread, local indigenous

⁶ Weitere Ausführungen zu der Bewegung (vgl. Peters, 2018).

knowledge suppressed, and native informants trained. In both colony and metropole, universities were founded and financed through the spoils of colonial plunder, enslavement and dispossession. (ebd.)

Auch die offizielle Unabhängigkeit der Kolonien änderte wenig an der Logik der westlichen Universitäten: „Calls around ‚decolonising the curriculum‘ have shown how the content of university knowledge remains principally governed by the West for the West” (ebd.).

Die Universität besitzt die Macht zu entscheiden, welches Wissen, welche historischen Ereignisse und welche intellektuellen Beiträge Aufmerksamkeit und weitere Verbreitung erfahren (Gebrial, 2018, S. 19). Dabei geht es nicht nur um disziplin-spezifisches Fachwissen. Auch das sogenannte „Allgemeinwissen“, das oft als von der Wissenschaft weit entfernt verortet wird, wird von universitärem Wissen enorm beeinflusst (ebd.). Daher ist es wichtig, marginalisierte Stimmen, sowie deren Perspektiven, Geschichten und Kämpfe im universitären und allgemeinen Wissen sichtbar zu machen, um ihrem Verlust und ihrer Unterdrückung entgegenzuwirken (ebd.). Neben der Dekolonialisierung von Wissen an Universitäten müssen auch die Strukturen des universitären Systems dekolonialisiert werden.

An dieser Stelle sind die Privatisierung von höherer Bildung sowie vermehrte kapitalistische Tendenzen hin zu einem neoliberalen Universitätssystem zu nennen. Hierbei wird auch von einer Krise der Universitäten gesprochen, u. a. im Hinblick auf die Bologna Reform in Europa, Haushaltskürzungen amerikanischer Universitäten u.v.m. (Boidin/ Cohen/ Grosfoguel, 2012, S. 2). Die sich am Markt orientierenden, neoliberalen Universitäten richten Forschung und Wissenschaftsförderung an die vom Markt geregelte Nachfrage und kapitalistische Bedarfe und Möglichkeiten aus (ebd., S. 3). Holmwood macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass auch universitäre Diversitätsstrategien bezüglich der Multikulturalität der Studierenden dieser Logik unterworfen sind:

Increasingly, the diversity of higher education is secured by the recruitment of overseas students from elite social backgrounds (i.e. those able to pay high fees), while domestic students from ethnic minorities remain disadvantaged. (Holmwood, 2018, S. 47)

Mbembe unterstreicht diese Argumentation und sieht die Veränderungen der Universität als Ausdruck von Interessen globaler Eliten, die ihre hegemoniale Macht durch die neoliberalen Universitätssysteme reproduzieren und ihre Privilegien somit erhalten können (Mbembe, 2016, S. 37).

Im Zuge der Dekolonialisierung von Universitäten müssen laut Holmwood auch die Aspekte der sozialen Gerechtigkeit sowie das Menschenrecht auf Bildung thematisiert werden (Holmwood, 2018, S. 38), die durch den unbegrenzten Zugang zu Universitäten sichergestellt werden

sollten, wie Mbembe appelliert: „The doors of higher learning should be widely opened“ (Mbembe, 2016, S. 30). Darüber hinaus sollten auch die Curricula der wissenschaftlichen Disziplinen überarbeitet werden, die häufig den Status Quo kolonialen Wissens reproduzieren (vgl. Shilliam, 2018). In besonderer Verantwortung steht dabei die Dekolonialisierung der Philosophie, welche einen maßgeblichen Beitrag zu kolonialen Kontinuitäten leiste und als ‚Bastion des Eurozentrismus‘ bezeichnet wird (Maldonado-Torres et al., 2018, S. 64).

Zur Dekolonialisierung von Universitäten ist aber nicht nur das Hinterfragen bestehender Wissenssysteme notwendig, sondern auch die Anerkennung und Implementierung dekolonialer Formen und Strategien der Wissensproduktion und des Wissenstransfers wie dem Geschichtenerzählen (*storytelling*) (Pete, 2018, S. 173) sowie die Verwendung bestehender indigener Wissenssysteme und Philosophien wie Ubuntu, „which offers an alternative way of thinking about and being in the world, which challenges the hegemony and universality of capitalism and a Western civilisatory logic“ (Dennis, 2018, S. 200).

2.2.1 Postkoloniale Wissenschaften

Postkoloniale Theorien werden, im Vergleich zu anderen Ländern, in Deutschland recht wenig referiert. Dies lässt sich unter anderem mit der verbreiteten Wahrnehmung erklären, Deutschland hätte nicht zu den großen Kolonialmächten gehört und es gäbe daher keinen Bedarf einer weiteren Auseinandersetzung (vgl. Castro Varela/ Dhawan, 2005). Dabei verübte Deutschland den ersten Genozid des 20. Jh. an den Herero und Nama⁷ unter dem Oberbefehlshaber Adrian Dietrich Lothar von Trothar, welcher auch das weltweit erste Todeslager im damaligen Deutsch Südwestafrika errichten ließ (Ogette, 2020, S. 46). Erst in den 1990er Jahren sind postkoloniale Perspektiven in der akademischen Auseinandersetzung in Deutschland behandelt worden und im Kulturbetrieb angekommen (Ha, 2010, S. 62).

Postkoloniale Ansätze sind in Deutschland besonders von jüngeren Wissenschaftler/-innen of Color aufgegriffen worden, die aus Schwarz-deutschen, feministischen und migrantischen Perspektiven nach lokalen Übertragungsmöglichkeiten suchen. (ebd.)

Postkoloniale Theorien beschäftigen sich wie oben erwähnt mit dem Kolonialismus sowie damit einhergehenden Kontinuitäten und Verflechtungen, die mit Begriffen wie dem Neokolonialismus oder Prozessen wie der Dekolonialisierung und Rekolonisierung beschrieben werden (Castro Varela/ Dhawan, 2005, S. 8). Der Postkolonialismus wird sowohl durch die

⁷ Der Genozid an den Herero und Nama wurde bis heute nicht aufgearbeitet trotz jahrelanger Forderungen der Nachkommen der Herero und Nama nach Wiedergutmachung. Erst letztes Jahr hat die Bundesregierung das Kolonialverbrechen als Genozid anerkannt (vgl. Habermalz/ Wilde, 2021).

poststrukturalistische Kritik an der westlichen Epistemologie und damit verbundener eurozentristischer Gewalt beeinflusst sowie durch marxistische Ansätze, welche die internationale Arbeitsteilung und kapitalistische und neokolonialistische Ausbeutungsmechanismen in den Blick nehmen (ebd.). Dabei treffen die seit über 500 Jahren fortwirkenden kolonialen Diskurse, Praktiken und Mechanismen besonders marginalisierte Menschen wie People of Color (Ha, 2010, S. 43). Die interdependenten und eurozentristischen Machtsysteme der Ausbeutung und Unterdrückung sind weit verzweigt und beeinflussen bis in die Gegenwart soziale Hierarchien, diskursive Räume, politische sowie ökonomische Verhältnisse und historische Entwicklungen (ebd., S. 43f.). Diese bestehenden Strukturen und Verflechtungen werden im Postkolonialismus macht- und herrschaftskritisch analysiert „um neue Geschichtsbilder und emanzipatorische Alternativen für die Weltgesellschaft zu entwickeln“ (ebd.).

In den postkolonialen Wissenschaften wird auf die unvermeidliche Involviertheit von Subjekten oder in diesem Falle Forscher:innen/Wissenschaftler:innen hingewiesen und es wird dazu aufgefordert, die eigene Positioniertheit im Diskurs wie in der Gesellschaft zu lokalisieren und zu reflektieren.

Eine solche reflexive Selbstverortung und Selbstüberprüfung, die die Ausgangsbedingungen jedes Sprechens und jeder Sprechposition beachtet, schließt eine Praxis mit ein, die sich von der Konstruktion eines scheinbar neutralen, überzeitlichen und objektivierbaren Wissen(schafts)begriffs emanzipiert. (ebd.)

Die Grundannahme ist, dass es sich bei Wissen immer um situiertes Wissen handelt, d.h. gesellschaftlich und historisch eingebunden und aus einer bestimmten Position gesprochen. Aus diesem Grund fokussieren sich postkoloniale Kritiker:innen auch auf die Stimmen marginalisierter Menschen oder unterrepräsentierter Gruppen im wissenschaftlichen Diskurs (ebd., S. 45). Laut Kien Nghi Ha lässt sich postkoloniale Kritik „von ihrem Selbstverständnis her als ein politisches Projekt charakterisieren, das sich unterdrückten Subjektivitäten verpflichtet fühlt“ (ebd.). Darüber hinaus findet eine kritische Auseinandersetzung mit Konstruktionen von *Whiteness*, sowie rassifizierten und vergeschlechtlichten, hegemonialen Kategorien statt, welche zur Aufwertung des Eigenen und Abwertung der ‚Anderen‘ (z. B. Schwarzen⁸, People of Color, Jüdinnen und Juden, Muslim:innen, Migrant:innen etc.) „als binäre Oppositionen in einem historischen Prozess, der durch wechselseitige Konstitution und strukturelle Ungleichheit geprägt ist“, dienen (ebd.). Es werden Machthierarchien, Ausschlussmechanismen sowie kulturelle Repräsentationen untersucht. Des Weiteren spielen „Strategien und Methoden der Kontrolle durch

⁸ Schwarz wird großgeschrieben, da es sich um eine Selbstbezeichnung handelt und die geteilte Erfahrung von Personen, die von Rassismus betroffen sind im Zentrum steht. Außerdem soll die Schreibweise auf eine Strategie der Selbstermächtigung und des kollektiven Widerstandes gegen Rassismus verweisen (vgl. Piesche, 2017).

Wissensproduktion und kulturelle Missrepräsentationen, die mittels Definitionsmacht und Etablierung eurozentristischer Wahrheitsregime durchgesetzt werden“ (ebd.) eine Rolle. Dabei wird ein Augenmerk auf akademische Disziplinen und kulturelle Produktionen gelegt, die es zu dekolonialisieren gilt. Im Zentrum steht die Aufdeckung des westlichen Hegemonialanspruches als koloniales Ordnungsmodell sowie die Sichtbarmachung von Dominanzverhältnissen und der Ambivalenz zwischen den humanistischen Idealen der Aufklärung und der kolonialen Vergangenheit und Gegenwart der westlichen Moderne (ebd.).⁹

Dabei handelt es sich um einen heterogenen Diskurs ohne eine allgemeingültige Definition postkolonialer Kritik. Im Deutschen Diskurs wird meist auf die drei prominentesten Vertreter:innen: Edward W. Said, Gayatri C. Spivak und Homi K. Bhaba sowie ihre wichtigsten Konzepte ‚Orientalismus‘, ‚Subalterne‘ und ‚Hybridität‘ verwiesen (Castro Varela/ Dhawan, 2005, S. 8). Ha kritisiert jedoch zu Recht, dass dem Diskurs inhärent ist, sich eben von fixierten Zugehörigkeiten und Zuschreibungen zu lösen und unterschiedliche Positionen sowie gegensätzliche Stimmen zu vereinen (Ha, 2010, S. 47). Es kann von einem transdisziplinären Diskursfeld gesprochen werden, welches eine Polyphonie – eine Vielzahl dissonanter Stimmen und Positionen – ermöglicht und sich somit einem „modernen Zwang zur Einheitlichkeit und Normierung, die jede Abweichung sanktioniert und ausgrenzt“ (ebd., S. 53) widersetzt. Der Wunsch, einen postkolonialen Diskurs im Überblick darzustellen oder eine Einführung in die wichtigsten Texte zu geben, steht mit dem transdisziplinären Charakter und dem zentralen Anliegen postkolonialer Kritik im Widerspruch, die darauf zielt, sich von „Kanonisierung, ideologischer Festschreibungen und hegemonialer Wissensproduktion“ (ebd., S. 54) zu verabschieden. Daher wird durch die Nennung prominenter Figuren des Diskurses ein postkolonialer Kanon etabliert und es werden hierarchische Strukturen der Wissensproduktion reproduziert (ebd.). Ohne den oben genannten Theoretiker:innen ihre Wichtigkeit abzusprechen, trägt eine Rezeption dazu bei, „unintendierte [...] eine dominante Form der Wissensproduktion in einem nicht-hegemonialen Diskurs [zu] verfestigen“ (ebd.).

Aufgrund des begrenzten Umfanges der vorliegenden Arbeit und der zuvor ausführlich beschriebenen Problematik wird darauf hingewiesen, dass dieses Kapitel weder einen vollständigen Überblick über den dekolonialen/postkolonialen theoretischen Diskurs geben kann noch einen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Viel mehr besteht es aus Fragmenten, die m. E. für die Diskussion dieser Arbeit hilfreich sind, und dient der bewussten Offenlegung der

⁹ Wichtig sind an dieser Stelle noch die Konzept der ‚*ecology of knowledge*‘, ‚*border thinking*‘ und der ‚*colonial matrix of power*‘, auf die leider aufgrund des begrenzten Umfanges dieser Arbeit nicht weiter eingegangen werden kann. Weiterführende Literatur (vgl. Mignolo, 2011; Santos, 2020).

Problematik: „Einführungen sind wie alle Texte begrenzt und basieren daher auf subjektiven Präferenzen, auf Selektion, Reduktion, Hervorhebung und Ausschluss“ (ebd., S. 54).

2.2.2 Universities vs. Pluriversities

Im Zuge der Dekolonialisierungsbestrebungen an Universitäten werden in diesem Kapitel konkrete Projekte, Strategien, Vorgehensweisen und Denkansätze vorgestellt. Sie alle vereint das Ziel, westliche Universitäten und ihre eurozentristischen Wissensstrukturen zu dekolonialisieren. Dabei geht es um „decolonial interventions in the rethinking and decolonization of academic knowledge production and Western university structures“ (Boidin/ Cohen/ Grosfoguel, 2012, S. 1). Ausschlaggebend sind dafür die Bemühungen nicht-westlicher Akademiker:innen, welche sich zunehmend nicht als postkoloniale sondern dekoloniale Wissenschaftler:innen verstehen (ebd., S. 2).

Besonders kritisiert wird der im wissenschaftlichen Diskurs omnipräsente Grundgedanke des Universalismus, der seinen Ursprung in der Aufklärung hat. Dem entgegen steht „the necessity of a process of universal thinking, built on dialogue between researchers from diverse epistemic horizons“ (ebd.). Der lateinamerikanische Philosoph Enrique Dussel führte den Begriff der Transmodernität ein, der dem Uni-versalismus einen Pluri-versalismus entgegenstellt (ebd.). Dieses Konzept lässt sich auf den akademischen Kontext übertragen und öffnet die Universitäten zu Pluriversitäten als Zukunft der Wissenschaft. In der dekolonialen Praxis bedeutet das, „to search for universal knowledge, but through horizontal dialogues among different traditions of thought, or in Dussel’s terms transmodernity as pluriversalism“ (ebd.). Die Konstruktion von Pluriversen stellt die Wissensproduktion nicht-westlicher kritischer Traditionen in den Mittelpunkt und schließt sie in den universitären Kanon mit ein (ebd.).

Im Folgenden soll das Forschungsprojekt von Sara Ahmed *On Being Included* näher beleuchtet werden. Sie reflektiert darin die Beziehung zwischen „Diversity and institutional whiteness“ (Ahmed, 2012, S. 16). Des Weiteren kritisiert sie Diversitätsstrategien als Lösung vorzuschlagen (ebd., S. 17). In Ahmeds Ergebnissen beschreibt sie:

how practitioners experience institutions as resistant to their work, even though they are employed by those institutions to ‚do diversity‘. This resistance is often described through the metaphor of the brick wall. (ebd., S. 51)

Das Zitat verdeutlicht, dass selbst von den Institutionen eingestellte Diversitätsbeauftragte fortwährend mit weiteren Hürden konfrontiert werden, welche deutlich machen, dass

Diversitätsstrategien allein nicht die Lösung des Problems sein können. Eine weitere wichtige Erkenntnis der Ergebnisse des Forschungsprojektes zeigt folgendes Zitat:

One project finds that external communities perceive the university as being white. Rather than responding by accepting this perception (and thus assuming the task to modify the thing perceived as white) the perception becomes the problem. The task becomes changing the perception of whiteness rather than changing the whiteness of the organization. (ebd., S. 184)

Dieses Zitat spiegelt die häufig anzutreffende Grundhaltung hinter der Verwendung des Diversitätsbegriffs wider. Diversitätsbeauftragte sollen mit Diversitätsstrategien das *Image* von Universitäten und Hochschulen aufwerten, ohne dabei die zugrunde liegenden strukturellen Probleme anzugehen, wie es beispielsweise dem Ansatz der Dekolonialisierung entspricht.

Daran anschließend möchte ich die Dekolonialisierungsstrategien des Forschungsprojektes *Diversity or Decolonisation?* an der Universität von Amsterdam vorstellen. Mit Hilfe kollaborativer Forschungsmethoden untersuchten Forscher:innen welches Wissen an der Universität produziert und wie dieses unterrichtet wird (Icaza/ Vásquez, 2018, S. 114). Das Forschungsteam betonte die Adressierung von „epistemic coloniality of the university“ (ebd.), womit die “reproduction of monocultural and extractivist approaches to knowledge that lead to the erasure and discrediting of other knowledges, and to the negation of the epistemic diversity of the world” (ebd.) gemeint ist. Daraus entwickelten sie drei Kernelemente zur Analyse dekolonialer Defizite der Universität, die im Folgenden vorgestellt werden:

The pedagogies of positionality

Positionalität ist ein Werkzeug zur Überwindung eindimensionaler, monokultureller, eurozentristischer und heteronormativer Wissensproduktionen und -bezüge. Wissensproduktionen sind immer verortet und an Personen und dominante Standpunkte geknüpft, die jedoch hinter universalistischen Allgemeingültigkeitsansprüchen verschwinden.

Practices of positionality are those practices, that even while teaching the canon, reveal the geopolitical location of knowledge. That is, knowledge is always taught in a situated manner, allowing the students to recognise the geo-genealogy to which they are being exposed and in which they are being trained, instead of assuming an abstract position of universality, of objectivity. (ebd., S. 119)

Das Forschungsteam stellte fest, dass durch die Artikulierung der Positionalität von Wissen, im Gegensatz zum ahistorischen und universellen wissenschaftlichen Diskurs, eine inklusivere Lernerfahrung für Studierende möglich wird. Darüber hinaus wird damit auch die Intersektionalität der Differenzkategorien *race*, *class* und *gender*, die jede Wissensproduktion beeinflussen und für die Erhaltung des Kanons von Bedeutung sind, sichtbar gemacht. Gleichzeitig werden diese Achsen der Diskriminierung durch den Wissenskanon stetig reproduziert.

The pedagogies of relationality

Neben dem Inhalt der Curricula sollte die Dekolonialisierung der Universitäten auch eine Veränderung der Machtverhältnisse beinhalten, denn „the classroom is a space in which power hierarchies and forms of exclusion often get reproduced“ (ebd.). Diese Relationalität wird nicht allein durch einen partizipativen Ansatz hergestellt, vielmehr geht es um Diversitätssensibilität und den Umgang mit Differenz in Lernräumen.

Through relational practices of teaching and learning the diverse background and positionality of the students is not suppressed, but, on the contrary, becomes a tool for enriching the learning experience of all. The students whose diverse backgrounds are recognised as important feel included and empowered. (ebd.)

Dabei wurde auch festgestellt, dass Diversität oft zur Schau gestellt wird und es dadurch zu weiterer Diskriminierung kommt (*discrimination-as-exhibition*) (ebd., S. 121). Ein diversitätssensibler Umgang „perceives difference as enriching and not as a curiosity“ (ebd.).

The pedagogies of transition

Hierbei geht es um den Sinn und Nutzen von Wissen im Gegensatz zu abstraktem Wissen, welches nicht außerhalb der Universität anwendbar ist. Dieser Ansatz thematisiert den Einfluss sowie die Verwobenheit von Wissen, „by enabling the students to bridge the epistemic border between the classroom and society, the classroom and the Earth.“ (ebd.). Es geht dabei um soziohistorische, sowie ökologische und politische Beziehungen und Verhältnisse, die in Wissenssystemen verankert sind und reproduziert werden.

Durch die Frage „Diversität oder Dekolonialisierung?“ wurde deutlich, dass nicht nur wichtig ist, wer an der Universität ist, sondern auch über was und wie Wissen produziert wird. Darüber hinaus ergaben die Forschungsergebnisse, dass es in Universitäten häufig zu einer Zurschau-stellung von Diversität kommt. „The exhibition of diversity functions to reinforce exclusion and discrimination by marking bodies and knowledges as ‘the other’“ (Wekker et al., 2016, S. 71; zit. n. Icaza/ Vásquez, 2018, S. 118). Die Notwendigkeit der Dekolonialisierung der Universität „as a movement towards more complex, plural and inclusive forms of learning about and understanding of our world-historical reality and earth“ (ebd., S. 116) wurde im weiteren Verlauf der Forschung herausgearbeitet. Auf das Forschungsdesign wird im Forschungsstand (Kapitel 4) näher eingegangen. Unter anderem konnten die finalen Forschungsergebnisse zeigen, dass „diversifying the university, and in particular its knowledge practices, is a necessity to achieve academic excellence and to make of the university a social actor that is open and responsive to the complexities and tensions of our interconnected world“ (ebd., S. 122).

Carol Azumah Dennis plädiert in ihrer Forschungsarbeit *Decolonising Education: A Pedagogic Intervention* für die Multiplizität von Curricula und sieht eine untrennbare Verlinkung von sozialer Gerechtigkeit und globaler epistemischer Gerechtigkeit (Dennis, 2018, S. 190). Als Analyserahmen stützt sie sich auf die Ubuntu Philosophie¹⁰ aus dem südlichen Afrika und arbeitet folgende Ziele für die Curricula heraus:

Relational accountability – beschreibt die Verbindung und Korrelationen allen Wissens.
Respectful representation – beschreibt die Wertschätzung indigener Wissensbestände.
Reciprocal appropriation – beschreibt das Bewusstsein über den geteilten Mehrwert von Wissen für die Universitäten und gleichermaßen für die Communities.
Rights and regulation – beschreibt die Rechte und Regularien in Bezug auf das Eigentum von indigenem Wissen, welches aus den *Communities* generiert wird.

Dennis sieht Ubuntu als „a fundamental challenge to the hegemony and universality of capitalism and a Western civilisatory logic” (ebd.).

Zur Dekolonialisierung von Forschungspraxis referiere ich im Folgenden Moyra Keane und ihren Ansatz einer dekolonialen Forschungsethik in partizipativen Forschungsprojekten, welche die Diversität von Weltanschauungen berücksichtigt und mit indigenen Methodologien wie dem Ubuntu Ansatz arbeitet (Keane, 2021). Sie begründet die Relevanz ihrer Arbeit wie folgt: „Indeed, such a review of ethics is a relevant aspect of a decolonized curriculum agenda” (ebd., S. 23). In der Ubuntu Philosophie steht die *Community* im Zentrum sowie das Wohlergehen aller *Community* Mitglieder. Ubuntu kann als Weltanschauung, aber auch moralische Philosophie verstanden werden und basiert auf dem Gedanken: ‚ich bin, weil du bist‘ sowie der Perspektive, dass „Ubuntu (humanness) may be seen as living with the appreciation that our existence is dependent on the existence of others. [...], where all beings and nature are ontologically interconnected” (ebd.). Keane nutzt diese Perspektive als Grundlage für eine Forschungsethik in der partizipativen Forschung. Ihr Vorgehen beschreibt sie wie folgt:

In this paper, by using more holistic, culturally-diverse and inclusive frameworks, such as ubuntu, I problematize how ethics plays out in research communities showing the need for the cultivation of awareness and moral decision-making in consultation with participants or co-researchers. (ebd.)

¹⁰ Der Begriff *Ubuntu/ Hunhu* stammt von den Bantu Sprachen (Zulu, Xhosa, Ndebele, Sesotho, Shona). Die traditionelle Ubuntu Philosophie hebt die Wichtigkeit der *Community* hervor und lässt sich durch den Satz auf Nguni/ Ndebele: *umuntu ngumuntu ngabantu* (a person is a person through other Persons) oder dem dt. Äquivalent ‚Ich bin, weil du bist‘ beschreiben (Mangena, o. J.).

Des Weiteren thematisiert Keane ihre Positionalität in der Forschung sowie die Notwendigkeit fortwährender Reflexion und einer dekolonialen Praxis (ebd., S. 23f.). Auf Grundlage eines theoretischen Modells diverser Weltanschauungen und alternativer Konzepte der Wissensproduktion entwickelt sie Schritte im Forschungsprozess (s. Tab. 1), die im Folgenden vorgestellt werden:

<i>Starting out: Purposes</i>
<i>Joining a community:</i> • <i>Permission</i> • <i>Guidance</i> • <i>Negotiations</i> • <i>Anonymity and Confidentiality</i> • <i>Informed and Signed Consent</i>
<i>Voluntary participation versus long-time commitment and responsibility</i>
<i>Data methods</i>
<i>Data analysis involvement</i>
<i>Reporting: Omission and commission</i>
<i>Benefits</i>

Tabelle 1: Schritte des Forschungsprozesses nach Moyra Keane (Eigene Darstellung)

Zu Beginn der Forschung geht es um das Anliegen der Forschung sowie den Nutzen für die *Community* und die Bereitschaft der forschenden Person, sich einzubringen. Nach der Zusage der Forschungsgelder solle das Einverständnis der *Community* Mitglieder und aller in die Forschung involvierten Akteur:innen eingeholt werden (ebd., S. 29). Diese Erlaubnis (*Permission*) kann teilweise zeitaufwendig sein und verschiedene Gespräche mit unterschiedlichen *Community* Mitgliedern beinhalten (ebd., S. 30). Auch die Relevanz einer Führung (*Guidance*) durch Co-Researcher aus der *Community* wird hervorgehoben, welche nicht durch einen wissenschaftlichen Ethik-Kodex oder Universität-*Policies* ersetzt werden kann (ebd.). Weitere Verhandlungen (*Negotiations*) mit *Community* Mitgliedern über den Forschungsverlauf und mögliche Planabweichungen ergeben sich aus dem kollaborativen Ansatz und dem Teilen von Entscheidungsmacht (ebd.). Anonymität und Vertraulichkeit (*Anonymity and Confidentiality*) sind abhängig vom Forschungskontext zu verstehen. Häufig wünschen sich *Community* Mitglieder eine namentliche Erwähnung und Sichtbarkeit ihrer Person in der Forschung (ebd.). Die schriftliche und unterschriebene Einverständniserklärung (*Informed and Signed Consent*) ist

mittlerweile Bestandteil der meisten Forschungsprozesse. Hierbei sollte darauf geachtet werden, die Informationen in einfacher Sprache zu vermitteln und gegebenenfalls in andere Sprachen zu übersetzen. Zusätzlich sollte bedacht werden, dass die Ergebnisse am Anfang der Forschung noch nicht absehbar sind und neben einer Unterschrift ein Gespräch und die Klärung der Zielsetzung und Intention sowie Verbreitung der Forschungsergebnisse zum Wohl der *Community* mehr Relevanz haben könnten (ebd.). Darüber hinaus sollte die Frage nach Verantwortung und Engagement der forschenden Personen diskutiert werden sowie die Frage, wer von der Forschung profitiert (ebd., S. 31). Diese Diskussionen sind ein wesentlicher Bestandteil kollaborativer Forschungsprojekte. Keane unterstreicht, basierend auf ihren Praxiserfahrungen: „While harmony is a key value in ubuntu, it may not mean that robust conversations are not necessary, nor that disagreements do not occur“ (ebd.). Darüber hinaus wird die Anwendung nicht-westlicher Forschungsparadigmen bei der Methodenauswahl empfohlen, um verschiedene Weltanschauungen und epistemisches Wissen jenseits einer eurozentristischen Perspektive berücksichtigen zu können (ebd.). Der Einbezug der *Community* in die Datenauswertung und Weiterverwertung der Daten ist ein weiterer wesentlicher Bestandteil, genauso wie die Berücksichtigung der Fragen: „What knowledge can be taken out of the community? What learning should be left unsaid? What counts as data and who interprets the data?“ (ebd.). Sowohl der Einbezug als auch die Auslassung von Wissen in den Forschungsberichten (*Reporting: Omission and commission*) ist zu bedenken: „Research reporting is inevitably selective“ (ebd.). Bei der Frage nach dem Benefit (*Benefits*) geht es um die Ko-Produktion von Wissen, Ko-Autor:innenschaft, Ko-Präsentation auf Konferenzen, Netzwerken und Wissenstransfer, sowie die Frage nach dem geistigen Eigentum (*ownership*). Zusammenfassend kommt Keane zu folgendem Schluss und Ausblick:

Research with indigenous participants needs to not only acknowledge the bias of traditional research assumptions but to explore the mind-spaces, frameworks, intentions, values, ways of knowing that limit our development by validating certain ways of knowing and being above others. An integrative ethical framework that includes diverse worldviews could contribute not only to knowledge production but to our becoming more whole and more human. More research examples around moral and ethical approaches could contribute to more meaningful knowledge creation. (ebd., S. 32)

Der Diskurs umfasst eine Vielzahl an Dekolonialisierungsstrategien, von denen nur eine begrenzte Auswahl aufgrund des Umfangs der vorliegenden Arbeit in diesem Kapitel vorgestellt werden konnte.¹¹

¹¹ Vertiefende Literatur z. B. Jansen (2019).

3 Theoretische Perspektivierungen II

Im folgenden Theorieblock wird die Methode der kollaborativen oder partizipativen Forschung vorgestellt und anhand ihrer Merkmale näher erläutert. Darüber hinaus wird ein Überblick über die verschiedenen Ausprägungen kollaborativer Forschung gegeben sowie die Abgrenzung zu verwandten Forschungsmethoden vorgenommen. Anschließend dient ein historischer Abriss zur Genesis der Methode sowie die Betrachtung von Vorläufern in verschiedenen Disziplinen zur besseren Einordnung. Außerdem wird ein Blick auf die partizipative Aktionsforschung geworfen, die viele Gemeinsamkeiten mit der kollaborativen Forschung aufweist. Die partizipative Gesundheitsforschung wird abschließend als ein konkretes Handlungsfeld vorgestellt und auf ihre kollaborativen Aspekte hin untersucht.

Diese Arbeit stützt sich auf die Methodologie der Kollaborativen Ethnografie, welche ihren Ursprung in der *Applied Anthropology* hat.

3.1 Methode der kollaborativen und partizipativen Sozialforschung

Die Methode der kollaborativen Sozialforschung findet sich in unterschiedlichen Ausprägungen in verschiedenen Disziplinen wieder (Hall, 1981, S. 8). In den Gesundheitswissenschaften ist sie beispielsweise häufiger unter dem Begriff der partizipativen Methode bekannt. Kollaborative oder partizipative Forschung kann als Sammelbegriff für Forschungsansätze genutzt werden, in denen die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforscht wird (Berchem et al., 2021, S. 21). Mit Hilfe eines partizipativen Forschungsdesigns soll diese soziale Wirklichkeit nicht nur verstanden, sondern auch verändert werden (ebd.). Zentral dabei ist das gemeinsame Forschen mit Nicht-Wissenschaftler:innen (Jünger et al., 2022, S. 91). Hall definiert den Forschungsansatz wie folgt: „Participatory research is most commonly described as an integrated activity that combines social investigation, educational work and action” (Hall, 1981, S. 7). In Abgrenzung zu anderen Forschungstraditionen hebt er „its commitment to the empowerment of learning for all those engaged in the process” (ebd., S. 6) hervor.

Die Forschungsethik spielt in kollaborativen Ansätzen eine große Rolle, da die Menschen aus dem Feld in den gesamten Forschungsprozess mit einbezogen werden (Falge, 2021, S. 399). Dadurch sollen gesellschaftliche Diversität repräsentiert und Veränderungen in der Gesellschaft angestoßen werden (ebd.). Das partizipative Design sieht vor, dass die Akteur:innen aus dem Feld selbst als Ko-Forschende (*Co-Researcher*) im Forschungsprozess beteiligt werden. Die praxisnahe Ko-Produktion von Wissen sowie die gleichberechtigte Teilhabe am

Forschungsprozess führt zu Selbstermächtigung und Empowerment auf individueller sowie kollektiver Ebene (Berchem et al., 2021, S. 21).

Das Forschungsteam rund um das „Labor Migration“ – einer Plattform für alternative Wissensproduktion und selbstreflexive Migrationsforschung – versteht unter kollaborativem Forschen „eine Wissensproduktion, die ein in alltäglicher Praxis vorhandenes Wissen zum Ausgangspunkt nimmt und ihre eigene Verankerung in der (politischen) Praxis anstrebt“ (Fontanari et al., 2014, S. 111). Das Labor soll einen offenen Ort für Wissenschaftler:innen, Studierende und alle Interessierten darstellen (ebd.). In Anlehnung an das Konzept der ‚para-sites‘ (Marcus, 2000) sollen neue Räume geschaffen werden, „in denen über akademische Begrenzungen hinweg kollaboratives Wissen produziert wird“ (Fontanari et al., 2014, S. 111). Die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis stehe dort im Zentrum, als Ausgangspunkt für (politische) Interventionen (ebd.). Dabei sollen bestehende Ressourcen genutzt und tradierte Formen von Wissenschaft und anerkannter Wissensproduktion neu ausgelotet werden (ebd., S. 113). Dies erfordert eine eingehende methodische Reflexion sowie die Auseinandersetzung mit der Positioniertheit der Forschenden und bestehenden Hierarchieverhältnissen (ebd.). Nach Haraway führt dies zur Situiertheit einer jeden Wissensproduktion, die transparent gemacht werden sollte (vgl. Haraway, 1988).

3.2 Kollaborative Ethnografie

Die Begriffe der Kollaborativen Ethnografie (vgl. Lassiter, 2008; vgl. Rappaport, 2008) und der Kollaborativen Feldforschung (Sykes/ Trealeaven, 2009) basieren auf einer traditionsreichen Geschichte der *Engaged Anthropology*¹² (Low/ Merry, 2010, S. 204f.) sowie der Anwendungsorientierten Ethnologie¹³. Die Autor:innen Setha M. Low und Sally Engle Merry beschreiben die vielfach genannten Bestrebungen „to move engagement closer to the center of the discipline“ (ebd., S. 204) mit der Begründung:

The call for engagement has enlisted anthropologists as varied as those who argue that anthropology requires a rethinking of its methods and modes of writing to create a postcolonial relationship to its subject to those committed to finding a nonimperialist political stance to those working to formulate a new way to work collaboratively rather than hierarchically with communities. (ebd.)

¹² Mit dem Begriff Anthropologie ist an dieser Stelle sowie im weiteren Verlauf die Sozial- und Kulturanthropologie gemeint und nicht die *four field anthropology* (vgl. Heidemann, 2011, S. 68).

¹³ Ethnologie ist die kulturvergleichende und theoriebildende Wissenschaft vom kulturell Fremden, deren empirische Basis durch direkte Interaktion im Rahmen von Feldforschungen geschaffen wird (Heidemann, 2011, S. 12).

Dadurch entstand eine gegenstandssensible und methodenplurale Forschungsstrategie (Fontanari et al., 2014, S. 114). Die Wissensproduktion in der Kollaborativen Ethnografie erfolgt aus einer solidarischen bzw. herrschaftskritischen Position heraus und die Methoden, Zugänge sowie Forschungsziele müssen im Forschungsprozess durch regelmäßigen Austausch und Reflexion immer wieder neu angepasst werden (ebd.). Ihr persönliches Interesse an der Disziplin fassen die Autor:innen Low und Merry wie folgt zusammen:

Personally, the reason we are interested in engaged anthropology is that we are committed to an anthropological practice that respects the dignity and rights of all humans and has a beneficent effect on the promotion of social justice. (Low/ Merry, 2010, S. 204)

Mit Blick auf einen Abriss der US-amerikanischen Geschichte lässt sich festhalten, dass die Auseinandersetzungen mit sozialen Fragen und deren gesellschaftlicher Relevanz fortwährend ausgehandelt wurden (ebd.). Als Pionierin der *Engaged Anthropology* wird Margaret Mead bezeichnet, welche sich mit „pragmatic problems such as housing, urban development, race, and pollution“ (ebd., S. 205) beschäftigte. Ihre Bestrebungen wurden jedoch nicht nur positiv aufgenommen (ebd.). Ihre Forschungen wurden vielfach kritisiert und der Kulturrelativismus als Erklärung stark hinterfragt. In den 1940er Jahren prägte der Sozialpsychologe Kurt Lewin die Aktionsforschung in den USA, welche als ein früher Ansatz kollaborativen Forschens bezeichnet werden kann (Fontanari et al., 2014, S. 114). In Zeiten des Kalten Krieges wurden viele Anthropolog:innen an die Universitäten gerufen. Dies galt jedoch nicht für alle. Viele Frauen und Angehörige von Minderheiten mussten aufgrund von Barrieren oder ihrem aktivistischen Engagement weiterhin im öffentlichen Sektor arbeiten (Low/ Merry, 2010, S. 205). In der Nachkriegszeit wurde auch die Nutzung anthropologischer Forschungsdaten für militärische Zwecke zunehmend stark kritisiert (ebd.). Während der Bürgerrechtsbewegung und dem Vietnamkrieg meldeten sich viele Anthropolog:innen zu der Thematik zu Wort. Stimmen aus der feministischen Anthropologie setzten sich zu diesem Zeitpunkt für „inclusive methodologies, active engagement with the individuals and communities studied, and more egalitarian research relationships“ (ebd., S. 206) ein. Im Allgemeinen referiert Hall „[f]eminist critiques of research have been part of the larger search for a form of working with people in a way that empowers rather than prolongs the status quo“ (Hall, 1981, S. 9).

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde der Anthropologie (als Wissenschaft) vorgeworfen, sich auf die Untersuchung sog. primitiver und isolierter Gruppen zu fokussieren, anstatt sich den komplexen gesellschaftlichen Strukturen zu öffnen und neue soziale Gruppen zu erforschen (Low/ Merry, 2010, S. 206). Ihre Zusammenarbeit mit Kolonialmächten in der Vergangenheit bewirkte einen aktiven Beitrag am Kolonialismus sowie fortwährenden

Diskriminierungsmechanismen gegenüber Minderheiten. Die Krise der Repräsentation wirkte sich stark auf die Fach- und Theoriegeschichte der Anthropologie aus und „machte *Politics of Representation* zu einem festen Bestandteil der Anthropologie“ (Fischer/ Beer, 2003, S. 173). Lösungsvorschläge waren eine anti-imperialistische Haltung sowie das sog. *studying up*, die Erforschung der Dominanzgesellschaft und der Menschen in Machtpositionen. Auch die Zusammenarbeit mit Communities oder sozialen Bewegungen abseits der akademischen Welt wurde befürwortet (Low/ Merry, 2010, S. 206). Ausschlaggebend war die Writing-Culture-Debatte, ausgehend vom gleichnamigen Werk von James Clifford und George Marcus aus dem Jahr 1986, die einen Anstoß zur Selbstreflexion insbesondere der Identität des *weißen* männlichen Anthropologen lieferte und u. a. folgende Kritik äußerte: „This ‚cultural critique‘ addressed issues of inequality and voice discursively – often from a Foucauldian, deconstructivist, or postcolonial/ subaltern theoretical perspective“ (Low/ Merry, 2010, S. 206).

Die genannte Kritik wurde gehört und führte zu Veränderungen innerhalb der Disziplin, sodass Informanten beispielsweise zu „collaborators, co-researchers, and colleagues rather than the subjects of study“ (ebd., S. 207) wurden. Daraus entwickelten sich Konferenzen, Publikationen und ein wissenschaftlicher Dialog. Das Resultat lässt sich mit dem zu dieser Zeit herausgegebenen *Statement to the Profession* zusammenfassen:

The statement identifies five aspects of engagement: (1) anthropology as a source of social criticism, (2) community engagement, (3) policy voices, (4) classroom engagement, and (5) reengaging anthropology defined as continuous self-criticism from within the discipline. (ebd.)

In den 2000er Jahren sprechen sich Anthropolog:innen vermehrt für die Beteiligung an Aktivismus innerhalb und außerhalb der akademischen Wissenschaft aus. Teilweise wird sogar das anthropologische Schreiben als eine Form von Widerstand betrachtet (ebd.). Neben der Kollaborativen Ethnografie (vgl. Lassiter, 2008) wird auch die Aktionsforschung (vgl. Speed, 2006) für die kritische Intervention in der Anthropologie eingeführt. Die Vielfalt der Formen des Engagements reicht von Teilen und Unterstützen im Alltag, über die Lehre und öffentliche Bildung, soziale Kritik, Formen der Kollaboration und Partizipation bis hin zu *Advocacy* und Aktivismus (Low/ Merry, 2010, S. 207ff.).

Aktionsforschung oder auch partizipative Aktionsforschung¹⁴ hat das Ziel, kontextspezifische Veränderungen sowie Verbesserungen sozialer Umstände zu bewirken (vgl. Koshy, E./ Koshy, V./ Waterman, 2011; vgl. Speed, 2006). Auch hier steht die Partizipation aller Beteiligten am Forschungsprozess im Mittelpunkt. Die Ko-Produktion von Wissen und darauf aufbauende

¹⁴ Weiterführende Literatur z. B. Napier-Moore (2010).

Interventionen sowie ein kritischer Reflexionsprozess, der die gesamte Forschung über anhält, sind weitere Kernelemente (vgl. Koshy, E./ Koshy, V./ Waterman, 2011). Forschung wird darüber hinaus als soziale Praxis verstanden (Kemmis/ McTaggart, 2005, S. 559). Die Partizipative Aktionsforschung wird in den letzten Jahren auch vermehrt im Gesundheitsbereich eingesetzt, worauf im nächsten Kapitel genauer eingegangen wird (Koshy, E./ Koshy, V./ Waterman, 2011, S. 1).

3.3 Partizipative Gesundheitsforschung

Die Partizipative Gesundheitsforschung transportiert die oben genannten Forschungsansätze in ähnlicher Form in die Forschungsarbeiten der Gesundheitswissenschaften. Ihr Ziel ist es „soziale Wirklichkeit partnerschaftlich zu erforschen und zu beeinflussen“ (Unger, 2012, Abs. 1) sowie Wissen in „einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler_innen und Nichtwissenschaftler_innen“ zu produzieren (Wright, 2021, S. 109). Partizipative Gesundheitsforschung versteht sich als eigenständiger Ansatz, in dem qualitative sowie quantitative Methoden eingesetzt werden können (ebd., S. 112f.). Der Forschungsansatz basiert auf einer Vielfalt an Forschungstraditionen und wird unterschiedlich ausgelegt. Michael Wright beschreibt jedoch zwei wesentliche Merkmale der Partizipativen Gesundheitsforschung:

1. Der Erkenntnisgewinn wird unmittelbar mit der Entwicklung und Erprobung neuer Handlungsmöglichkeiten verknüpft, um die Arbeitsweisen oder Lebensumstände der Beteiligten zu verbessern.
2. Alle Beteiligten arbeiten auf Augenhöhe, um möglichst alle Phasen eines Forschungsprozesses gemeinsam zu konzipieren und durchzuführen. In diesem Sinne ist die Forschungsarbeit partizipativ. (ebd., S. 113)

Darüber hinaus lassen sich zwei Schwerpunkte unterscheiden: Die Praxisforschung (*practioner research*) und die Gemeinschaftsforschung (*community-based research*) (ebd.).

Letztere ist für diese Arbeit relevant, da ihre Zielgruppe meist sozial benachteiligte Menschen sind und das Forschungsziel die Unterstützung dieser Menschen bei der Erforschung ihrer eigenen Lebenslage ist, sowie die Entwicklung von Handlungsmöglichkeiten, um diese Lage positiv zu beeinflussen (ebd.). Oft wird dabei mit Praxiseinrichtungen oder sozialen Akteur:innen zusammen gearbeitet. Hierbei sollen die Leistungen des Gesundheitswesens sowie die Lebensverhältnisse der betroffenen Menschen verbessert werden (ebd., S. 114). Es gilt noch zu unterscheiden, ob Partizipative Gesundheitsforschung als Forschungsmethode oder Forschungsansatz verstanden und angewendet wird. Nur bei letzterem, also dem Verständnis als Forschungsparadigma, kann von einer umfassenden Partizipation der Menschen am gesamten Forschungsprozess gesprochen werden (ebd., S. 116).

Es wird deutlich, dass unter Partizipation ein unterschiedliches Maß an Teilnahme verstanden werden kann. Aus diesem Grund entwickelten Michael Wright, Monika Block und Hella von Unger ein neunteiliges Stufenmodell (s. Abb. 1). Dieses Modell ist aufgeteilt in die Ebenen: Nicht-Partizipation, Vorstufen der Partizipation, Partizipation und über die Partizipation hinaus. Dabei sollte die unterste Ebene aus forschungsethischen Gründen allgemein nicht in Forschungsprojekten angewendet werden. Auch auf die zweite Ebene wird an dieser Stelle nicht näher eingegangen, da es sich dabei um Selbstverständlichkeiten in der qualitativen Forschung handeln sollte. Erst bei der dritten Ebene, die sich aus drei Stufen zusammensetzt, wird in diesem Modell von Partizipation gesprochen. Diese umfasst das Recht auf Mitbestimmung im Forschungsprozess. Die Entscheidungskompetenz und -macht wird teilweise auf die beforschten Menschen übertragen, beispielsweise während der Rekrutierung, Datenerhebung, Datenauswertung oder Ergebnisverwertung (ebd., S. 118). Auf der letzten Stufe der Partizipationsebene wird die Entscheidungsmacht übertragen, was bedeuten kann, dass Zielgruppenvertreter:innen als gleichberechtigte Mitglieder des Forschungsteams angesehen werden oder dass sie eigenverantwortlich und eigenständig Entscheidungen treffen, jedoch weiterhin wissenschaftlich begleitet werden.



Abbildung 1: Stufen der Partizipation nach Wright, Block, von Unger (Wright, 2021, S. 118)

Die letzte Ebene geht über die Partizipation hinaus und beinhaltet die Selbstorganisation als neunte Stufe des Modells. Hierbei handelt es sich um Forschungsprojekte, die komplett in den Händen der Zielgruppe liegen. Dabei sind alle Entscheidungsträger:innen Mitglieder der Zielgruppe und alle Aspekte der Planung, Konzeption sowie Durchführung werden von diesen Menschen realisiert (ebd.).

Das Netzwerk Partizipative Gesundheitsforschung (PartNet) ist regionaler Partner der *International Collaboration for Participatory Health Research (ICPHR)* und hat sich im Jahre 2007 für den deutschsprachigen Raum gegründet (ebd., S. 114). Es handelt sich bei beiden um Arbeitsgemeinschaften mit Mitgliedern aus Wissenschaft und Praxis (ebd.). Das *ICPHR* hat folgende Kernkriterien Partizipativer Gesundheitsforschung formuliert (ebd., S. 118). Partizipative Gesundheitsforschung ist partizipativ und lokal situiert. Es handelt sich um einen kollektiven Forschungsprozess, die dabei entstehenden Ergebnisse sind Eigentum aller Beteiligten. Diese Projekte sollten zivilgesellschaftliches Engagement fördern und Veränderungsprozesse unterstützen. Dabei steht die kritische Reflexion im Mittelpunkt und sollte aktiv gefördert werden. Das ko-produzierte Wissen ist lokal, kollektiv, kooperativ, dialogisch sowie multiperspektivisch und zielt auf verschiedene Formen von Wirkung ab, beispielsweise die unmittelbare Verbesserung der Gesellschaft. Somit werden lokale Evidenzen und neue Formen der Generalisierbarkeit geschaffen. Die Partizipative Gesundheitsforschung orientiert sich an festgelegten eigenen Validitätskriterien, welche als Gütekriterien im Forschungsprozess genutzt werden können. Außerdem handelt es sich um einen dialektischen Prozess, der die Vielfalt an Perspektiven berücksichtigt (ebd., S. 118ff.).

Des Weiteren werden Voraussetzungen für die Umsetzung von Partizipativer Gesundheitsforschung genannt. Ein partizipativer Austausch mit allen Beteiligten des Projektes zu allen Phasen des Forschungsprozesses sowie ein aktiver Austausch mit ähnlichen Projekten oder Netzwerken wird empfohlen (Bär, 2015, S. 171). Der Ansatz der Partizipativen Gesundheitsforschung ist jedoch nicht in jedem Kontext umsetzbar und benötigt häufig erst einmal eine Kompetenzbildung (*capacity building*) seitens aller Beteiligten (Wright, 2021, S. 131f.). Darüber hinaus muss ein gemeinsames Verständnis des Forschungsprozesses als partnerschaftliche Zusammenarbeit die Grundlage bilden. Es ist ein hohes Maß an Flexibilität erforderlich, was Forschungsdesign und Durchführung angeht. Dies steht häufig im Gegensatz zu den Richtlinien der Forschungsanträge. Der zeitliche und der finanzielle Aufwand sind deutlich größer, da der finanzielle Umfang die Vergütung aller mitwirkenden Personen beinhaltet. Zuletzt ist noch die Partnerschaft zwischen den Akteur:innen und den Einrichtungen sowie ein gewisses Vertrauensverhältnis eine Forschungsvoraussetzung, die einer intensiven Vorarbeit bedarf (ebd., S. 132).

4 Forschungsstand

Der Diskurs der Dekolonialisierung findet erst seit ein paar Jahren auch in deutschen akademischen und künstlerischen Kreisen statt. Im Folgenden werden ausgewählte internationale Studien vorgestellt, die einzelne Aspekte der vorliegenden Untersuchung beleuchten und somit als theoretischer Ausgangspunkt des Forschungsvorhabens, welches dieser Arbeit zu Grunde liegt, dienen.

In Bezug auf den universitären Kontext wird häufig der Diversitätsbegriff genutzt und *Diversity* Ansätze werden in die *Mission Statements* der Universitäten und Hochschulen aufgenommen. Dazu führte Sara Ahmed eine Studie in Institutionen durch und interviewte Diversitätsbeauftragte in höheren Bildungseinrichtungen. In ihrem Buch „On Being Included“ präsentiert sie ihre Ergebnisse zu den in der Praxis angewandten Diversitätskonzepten, zum Umgang mit Vielfalt und Repräsentation sowie zu den Ausschlussmechanismen innerhalb westlicher Institutionen (Ahmed, 2012). Auch wenn sich ihre Ergebnisse auf den anglophonen Raum konzentrieren, kann vieles auf den deutschen Kontext übertragen werden. Sie schließt sich der Meinung einiger Wissenschaftler:innen bezüglich der bevorzugten Verwendung des Diversitätsbegriffes von Universitäten und Hochschulen an, wie folgendes Zitat deutlich macht:

For these scholars, among others, the institutional preference for the term ‘diversity’ is a sign of the lack of commitment to change and might even allow organizations such as universities to conceal the operation of systematic inequalities. (ebd., S. 53)

Des Weiteren bezieht sie sich auf die vorhandene Kritik gegenüber dem Diversitätsbegriff von Bildungsinstitutionen „of how the arrival of the term ‘diversity’ involves the departure of other (perhaps more critical) terms, including ‘equality’, ‘equal opportunities’ and ‘social justice’” (ebd., S. 1). Die hier erwähnten Thematiken sozialer Gerechtigkeit werden im Diskurs der Dekolonialisierung aufgegriffen und aus Perspektive einer postkolonialen oder dekolonialen Kritik an Universitäten und Hochschulen in verschiedenen Ländern thematisiert. In dem Forschungsprojekt *Diversity or Decolonisation* von Rosalba Icaza und Rolando Vázquez an der Universität von Amsterdam (UvA) wird der Frage nachgegangen, welches Wissen an der Universität produziert und wie dieses unterrichtet wird (Icaza/ Vázquez, 2018, S. 108). Die, auf Forderung einer studentischen Bewegung für Demokratisierung und Dekolonialisierung der Universität, einberufene Diversitätskommission wurde damit beauftragt, den Stand der Diversität an der Universität zu untersuchen. Das zugrunde liegende Studiendesign der Kommission vereinte einen intersektionalen sowie dekolonialen Ansatz. Die Forschung wurde in die Teilbereiche *Meaning of Diversity* und *Diversity in Teaching and Learning* aufgeteilt. Dabei

identifizierte das Forscher:innenteam „listening to the non-normative voices within the university in order to decolonise the epistemic practices of the university” (ebd., S. 114) als eine der Hauptherausforderungen. Die Zielgruppe waren somit Studierende of Color, homosexuelle Studierende, migrantische Studierende der ersten und zweiten Generation, Geflüchtete, Studierende mit einer Behinderung sowie Studierende aus marginalisierten Nachbarschaften (ebd.). Die Fragen, welches Wissen an der Universität produziert und von wem es gelehrt wird, wurde in sogenannten *Diversity Discussion Circles* diskutiert. Diese stellen eine Methode der kollaborativen Forschung dar. Aus den Ergebnissen dieser Reflexions- und Diskussionsrunden entstand in Kombination mit der dekolonialen Intersektionalitätstheorie Schwarzer Feministinnen ein theoretisches Rahmenkonzept, welches aus drei Elementen bestand: „the pedagogies of positionality, the pedagogies of relationality and the pedagogies of transition“ (ebd., S. 115). Die Ergebnisse der Studie stellten die Notwendigkeit der Dekolonialisierung von universitären Strukturen heraus, welche über die Einführung von Diversitätskonzepten hinausgehen muss. Des Weiteren lieferten sie konkrete Analysekategorien und die Verwendung kollaborativer Forschungsmethoden trug dazu bei, den Prozess der Dekolonialisierung an der Universität anzustoßen.

Die Studie von Moyra Keane zu Forschungsethik und der Diversität von Weltansichten beschäftigt sich mit der Dekolonialisierung von Forschung und Forschungsmethoden hin zu einer humaneren Forschungsethik (Keane, 2021). In ihrer kollaborativen Forschung in Südafrika wendet sie eine an die Ubuntu Philosophie angepasste Forschungsethik an. Sie beschreibt: „The framework I discuss provides alternative ways of rethinking research ethics to those that assume a Western/Northern/scientific axiology and legalistic protocols” (ebd., S. 25). Dabei arbeitet sie folgende Kernelemente für den Zugang zum Feld heraus: *Permission, Guidance, Negotiations, Anonymity and Confidentiality, Informed and Signed Consent* (ebd., S. 29f.). Des Weiteren wird die Wahl der Forschungsmethode, die Beteiligung der Forschungsteilnehmer:innen im Auswertungsprozess sowie das Schreiben des Berichtes und die *Benefits* der Forschung kritisch beleuchtet und thematisiert. Keane kommt zu dem Schluss, dass die Beachtung verschiedener Weltanschauungen und einer dekolonialen Forschungshaltung sowie Forschungsethik, „may result in more inclusive research protocols that encourage a genuine ethical engagement that contributes to a more humane world“ (ebd., S. 33).

In der PaKoMi-Studie von Hella von Unger wird die Partizipation und Kooperation in der HIV-Prävention mit Migrant:innen in Deutschland untersucht (Unger, 2012). Angelehnt an den nordamerikanischen *Community-Based-Participatory Research* Ansatz wurde ein Studiendesign

aus der Partizipativen Gesundheitsforschung entwickelt. Die im Projekt involvierten Akteur:innen reichen von *Community*-Partner:innen, über Praxispartner:innen aus Institutionen bis zu den beteiligten Wissenschaftler:innen und sie sollen gleichberechtigt an den Entscheidungen über Zielsetzung, Durchführung, Datenerhebung, Auswertung und Verwertung der Ergebnisse beteiligt werden (ebd., Abs. 34). Mithilfe des Stufenmodells nach Wright et al. (Wright, 2021) wird analysiert, inwiefern Beteiligung in den verschiedenen Phasen stattgefunden hat, und Herausforderungen und Chancen der Methode werden diskutiert (Unger, 2012, Abs. 25).

Der bisherige Forschungsstand zeigt, dass der Diskurs der Dekolonialisierung, insbesondere Dekolonialisierungsbestrebungen an Universitäten, sowie die Methode der kollaborativen oder partizipativen Forschung durchaus wissenschaftliche Beachtung finden. Teilweise werden auch kollaborative Methoden in dekolonialen Ansätzen verwendet und dekoloniale macht- und herrschaftskritische Herangehensweisen finden sich in vielen kollaborativen Studiendesigns wieder. Dennoch wurde zur dezidierten Anwendung der kollaborativen Forschungsmethode als dekoloniale Praxis bislang noch wenig geforscht – insbesondere im Kontext der Arbeit mit marginalisierten Communities und Studierenden zu den Themen Gesundheit und soziale Ungleichheit. Somit adressiert die vorliegende Arbeit einerseits eine Forschungslücke, lässt sich andererseits jedoch gut in den bisherigen Forschungsstand eingliedern.

5 Forschungsdesign

Im Folgenden wird das Design der vorliegenden Forschung vorgestellt. Dabei wird die verwendete Methode des Expert:inneninterviews beleuchtet sowie der Forschungsablauf dargestellt. Dazu gehört die Erstellung des Interview-Leitfadens, die Datenerhebung und das *Sample* in Form einer tabellarischen Übersicht der durchgeführten Interviews mitsamt den erhobenen demographischen Daten. Anschließend wird der Auswertungsprozess erläutert und durch eine Abbildung des Kategoriensystems verdeutlicht. Ein weiteres Kapitel ist dem digitalen Interview gewidmet und behandelt die Methode der qualitativen Online-Forschung, die aufgrund der aktuellen pandemischen Lage auch für diese Forschung genutzt wurde. Abschließend findet eine Reflexion über den interaktiven Forschungsprozess statt mit einem Fokus auf die Rolle der Forscherin und anknüpfenden Überlegungen zur Forschungsethik und dem Forschungsdatenmanagement.

5.1 Expert:inneninterviews

Um die Forschungsfrage „Was verstehen die Akteur:innen des Stadtteilprojektes QUERgesund unter kollaborativer Forschung und wie wird diese in der Praxis umgesetzt?“ zu beantworten, wurde die Methode des Expert:inneninterviews gewählt. Diese Interviewform wurde durch einen Aufsatz von Meuser und Nagel im Jahre 2005 in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht und methodisch ausgearbeitet. Expert:innen wird nach diesem Verständnis ein Expert:innenwissen zugeschrieben; damit gemeint ist ein Sonderwissen, „das andere nicht teilen, bzw. [...] dass einem solch ein Sonderwissen von anderen zugeschrieben wird und man es selbst für sich in Anspruch nimmt“ (Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021, S. 155). Im Falle dieser Arbeit werden die verschiedenen Akteur:innen des Projektes QUERgesund bezogen auf ihre Praxiserfahrung als Expert:innen betrachtet. Sie verfügen über ein spezifisches Rollenwissen sowie Wissen über Abläufe und Strukturen in dem Projekt (ebd., S. 156). Abzugrenzen ist der Expert:innenbegriff von „der Figur des ‚Experten für das eigene Leben‘ [...] Das Experteninterview zielt auf den Wissensvorsprung, der aus der privilegierten Position des Experten in einem Funktionskontext resultiert“ (Meuser/ Nagel, 2010, S. 57). Darüber hinaus soll das Expert:inneninterview neben dem Expert:innenwissen auch Zugang zu Deutungen ermöglichen, denn Expert:innen, die eine Deutungsmacht für sich beansprucht haben, nehmen auch aktiv an der Durchsetzung von Deutungen teil (Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021, S. 157). So dient das Expert:inneninterview zum einen zur Informationsgewinnung und Systematisierung von Daten und zum anderen kann es für die Theoriegenerierung durch die „Analyse von expliziten und

impliziten Wissensbeständen und Deutungsmustern [...]“ (Rosenthal, 2014, S. 148) genutzt werden. Wichtig ist hier auch die Unterscheidung von feldinternem und feldexternem Wissen, wie sie von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger vorgenommen wurde (ebd., S. 149). In dieser Arbeit handelt es sich um feldinternes Wissen, da die interviewten Personen im Untersuchungsfeld als Akteur:innen auftreten. „Diese Differenzierung bedeutet des Weiteren, dass bei feldinternen Expertisen vorrangig das nur begrenzt explizierbare implizite Wissen von Interesse ist [...]“ (ebd.). Auf diesen Punkt wird im Kapitel 5.2 zur Erstellung des Interview-Leitfadens vertieft eingegangen. Während des Expert:inneninterviews kommt es darauf an, deutlich zu machen, dass die forschende Person an dem besonderen Wissensfundus und an spezifischen und möglichst konkreten projektbezogenen Informationen interessiert ist, welche eben nicht in Lehrbüchern nachzulesen sind (Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021, S. 159).

Die Interviewpartner:innen wurden aus den in das Projekt QUERgesund involvierten Akteur:innen gewonnen. Bei den Akteur:innen ist zu unterscheiden, dass einige ein bestimmtes Rollenwissen aufgrund ihres Berufes z. B. Projektkoordination, Mitarbeiter:in des Gesundheitsamtes oder Vertreter:in der gesetzlichen Krankenkassen besitzen. Wohingegen andere, wie die Stadtteolforscher:innen, aufgrund von spezifischen Erfahrungen aus ihrem Lebensalltag, über eine besondere Art von Wissen verfügen. Bei den beteiligten Akteur:innen aus dem Universitäts- und Hochschulkontext verknüpft sich meist ein theoriebasiertes Wissen mit dem in der Praxis gesammelten empirischen Erfahrungswissen.

Der Leitfaden wurde im Zuge der Durchführung der Interviews stetig angepasst und justiert, da die befragten Personen über unterschiedliche Wissensbestände verfügten (s. Kapitel 5.2). Nach der Konzipierung eines themenspezifischen Leitfadens wurde in einer schriftlichen Korrespondenz der Ablauf des Onlineinterviews besprochen, das Thema der Arbeit, aber auch der eigene Wissensbedarf erläutert sowie über die Datenschutzbestimmung aufgeklärt und Raum für Fragen eröffnet. Das Expert:inneninterview lässt sich durch seine klare Strukturierung auch gut im Online-Format durchführen (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021; vgl. Leinhos, 2019). Aus diesem Grund und im Zuge der globalen Coronapandemie wurden die Interviews für diese Arbeit ausschließlich per Zoom durchgeführt (s. dazu Kapitel 5.5).

5.2 Erstellung des Interview-Leitfadens

Aufgrund der Heterogenität der für diese Arbeit befragten Akteur:innen wurden drei verschiedene Versionen des Interviewleitfadens erstellt. Ein Leitfaden richtete sich an Akteur:innen aus dem institutionellen Bereich, die größtenteils im Steuerungsgremium von QUERgesund aktiv

waren und/oder Förderer des Projektes waren. Ein weiterer Leitfaden richtete sich an das involvierte wissenschaftliche Personal der Hochschule sowie an die Projektkoordination mit einem akademischen Hintergrund. Der dritte Leitfaden wurde in leichter Sprache für die Stadtteilerforscher:innen verfasst und auch für die Studierenden der Hochschule verwendet, da beide über ein ausgeprägtes Erfahrungswissen in Bezug auf das Projekt verfügen. Die verschiedenen Versionen des Interviewleitfadens befinden sich im Anhang dieser Arbeit (12.2). Die Interviewleitfäden bestanden aus 13-16 Sachfragen, die aus dem Forschungsinteresse abgeleitet wurden. Eröffnet wurde das Interview durch eine Frage zur Rolle im Projekt bzw. den eigenen Aufgaben, die den Interviewpartner:innen die Möglichkeit der Selbstpräsentation gab. Bei Einigen wurde noch vorangestellt, wie sie auf das Projekt aufmerksam geworden sind oder wie sie davon gehört haben. Es folgten weitere offene Fragen zu den gesammelten Erfahrungen im Projekt, um eine selbstläufige Sachverhaltsdarstellung zu stimulieren, wie es die Autorinnen des Handbuchs für Qualitative Sozialforschung, Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr, empfehlen (Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021, S. 158). Dadurch, dass ein Sachverhalt von den Expert:innen selbst während der Interviews strukturiert dargestellt wird, lässt sich bereits auf spezifische Deutungsmuster und eine handlungspraktische Relevanz schließen, welche das implizite Wissen betreffen. Anschließend wurde durch immanente und exmanente Nachfragen beispielhafte und ergänzende Detaillierungen und Sachverhaltsdarstellungen angeregt, die für das Forschungsinteresse von Bedeutung waren (ebd. 160f.). Dabei wurde z. B. nach einer konkreten Situation gefragt, die für die/den Interviewpartner:in als besonders herausfordernd wahrgenommen wurde. Im letzten Teil des Leitfadens wurde zu einer Theoretisierung bzw. einer Generierung von Deutungswissen aufgefordert. Hier wurden die Interviewpartner:innen darum gebeten, eine Metaebene bezüglich des Einflusses des Projektes im Bochumer Stadtteil Querenburg einzunehmen oder auch Prognosen z. B. über den Projektabschluss zu entwickeln. Bei generellen Aussagen wurde sich jedoch seitens der Interviewten teilweise auch auf andere Projekte, respektive Stadtteile in Bochum bezogen. Am Ende des Interviews wurde den Interviewpartner:innen die Möglichkeit offeriert, ergänzende und für sie relevante Aspekte bezüglich des Projektes und meiner Arbeit zu äußern.

5.3 Datenerhebung und Sample

Es konnten insgesamt 11 Interviewpartner:innen gewonnen werden. Die soziodemographischen Daten können der Tabelle (s. Tab. 2) entnommen werden.

Organisation	Ge- schlecht	Al- ter	Position im Projekt	ID	Originalspur	Interview- dauer
Gesetzliche Krankenkassen	weiblich	48	Steuerungsgremium	I1	audio1985371083	00:38:45
QUERgesund	divers	37	Projektkoordinator:in	I2	audio1620182875	01:13:36
hs Gesundheit	weiblich	50	Leiterin der Schulung (wiss. Begleitung)	I3	audio1757320673	01:05:26
Gesundheitsamt Bochum	männlich	56	Steuerungsgremium	I4	audio1263116011	00:40:08
hs Gesundheit	weiblich	27	Studierende	I5	audio1516198527	01:00:04
Bewohnerin Hustadt	weiblich	54	Stadtteolforscherin	I6	audio1727184508	00:36:21
Ehem. hs Gesundheit	weiblich	40	Wiss. Mitarbeiterin	I7	audio1709823695	00:45:55
LzG NRW	weiblich	37	Steuerungsgremium	I8	audio1078689330	00:36:03
Ehem. hs Gesundheit	weiblich	26	Studierende	I9	audio1830884513	00:34:48
Bewohnerin Hustadt	weiblich	57	Stadtteolforscherin	I10	audio1398209699	00:27:09
QUERgesund	weiblich	38	Projektkoordinatorin	I11	audio1709823695	00:59:08

Tabelle 2: Überblick geführte Interviews (Eigene Darstellung)

5.4 Auswertungsverfahren

Die Aufbereitung des vorgestellten Datenmaterials erfolgte mithilfe der Transkriptionssoftware *amberscript* und *MAXQDA*. Wie auch Meuser und Nagel empfehlen, orientierte sich das Vorgehen an der Inhaltsanalyse nach Glaser und Strauss, die vorschlagen, die Aussagen der Expert:innen themenbezogen miteinander zu vergleichen (Rosenthal, 2014, S. 149).

Sie begründen ihr Vorgehen damit, dass sich das ExpertInneninterview von anderen Formen offener Interviews dadurch unterscheidet, dass hier nur der spezifische institutionelle oder organisatorische Zusammenhang, in dem sich der Befragte bewegt, von Interesse sei und nicht sein gesamter Erfahrungsraum. (ebd.)

Bei der Auswertung geht es also viel mehr um die Funktion, Aufgaben und Tätigkeitsbereiche der Expert:innen und die daraus gewonnenen spezifischen Erfahrungen und Wissensbestände. Daher steht bei der Auswertung auch nicht das einzelne Interview im Fokus, sondern das gemeinsam geteilte Wissen der befragten Expert:innen zum Forschungsgegenstand (ebd.).

Meuser und Nagel empfehlen auf dieser Grundlage auch eine thematische Gliederung des Interviews und sehen von einer detaillierten Transkription ab. Zu Gunsten der Transparenz wurde sich in dieser Arbeit jedoch für eine detaillierte Transkription der gesamten Interviews entschieden. Dabei wurde nach einfachen Transkriptionsregeln transkribiert und auf Interpunktionen, Sprechpausen, etc. wie sie in einigen Transkriptionssystemen Platz finden, verzichtet. Die Transkripte befinden sich im Anhang der Arbeit (12.1). Bei der Auswertung wurden die Aussagen der Expert:innen nach thematischen Einheiten und inhaltlich zusammengehörigen Passagen geordnet. Rosenthal kritisiert jedoch m. E. zu Recht, dass es schwierig ist, die interessierenden Wissensbestände von der befragten Person zu entkoppeln und stellt die Annahme aus Sicht des interpretativen Paradigmas in Frage (ebd., S. 150). Ihrer Meinung nach müssen auch die Aussagen von Expert:innen anhand ihrer individuellen Perspektive untersucht werden. Um dies zu berücksichtigen, wurde den Ergebnissen aus den Interviews eine Beschreibung der verschiedenen Rollen und Aufgaben im Projekt vorangestellt sowie relevantes Kontextwissen zu den befragten Personen. Rosenthal ist der Auffassung, dass

auch wenn es in ExpertInneninterviews nicht um die Gesamtbiographie der ExpertInnen geht, beruhen ihre Perspektiven über das zu untersuchende Feld ebenso wie ihre Handlungsmuster in diesem Bereich auf ihren individuellen Erfahrungen inner- und außerhalb des Interaktionsfeldes, welches das Untersuchungsthema bildet. (ebd.)

Aus diesem Grund wurden trotz des Leitfadens Elemente der narrativen Gesprächsführung genutzt, welche Aufschluss über die impliziten Wissensbestände geben konnten. In der Auswertung konnten so aus der eigenen Erfahrung der Expert:innen handlungsorientierte Wissensbestände sowie daraus resultierende Einstellungen und Deutungsmuster rekonstruiert werden (ebd., S. 151).

Wie Anfangs erwähnt, wurde das Verfahren des Kodierens aus der *Grounded Theory* nach Strauss und Corbin angewendet, welches durch das Prinzip der Offenheit auch der Rekonstruktion von impliziten Wissensbeständen Rechnung trägt. In dieser empirischen Untersuchung stand die Forschungsfrage zwar bereits von Beginn der Arbeit an fest, jedoch wurden die Kategorien für die Kodierung erst während des Forschungs- und Auswertungsprozesses induktiv und explorativ entwickelt. „Gefordert wird hier eine in der Empirie geerdete (,grounded‘) Theoriebildung“ (Rosenthal, 2014, S. 225). Durch das sogenannte offene Kodieren kann auch der latente Gehalt eines Textes analysiert werden. Wichtig ist, dass die Beziehungen zwischen den Codes auf der Grundlage von Wirkungszusammenhängen untersucht werden, was sich axiales Kodieren nennt (ebd.). Dazu kommt noch das selektive Kodieren, was die Möglichkeit gibt, eine abstraktere Ebene einzunehmen und Konzepte zu finden, die das Hauptthema, auch

Kernkategorie genannt, in Form von miteinander verknüpften Codes beschreiben und schließlich zur Theoriebildung führen können (ebd., S. 226f.). „Zu oft ist nur die Rede vom Kodieren, und es bleibt unklar, wo eigentlich der Transformationsprozess von ‚einfachen Daten‘ hin zu einem interpretierten Befund stattgefunden hat“ (Schmidt-Lux/ Wohlrab-Sahr, 2020, S. 8). Da sich der Auswertungsprozess in vielen Forschungsprojekten in einer scheinbaren *blackbox* (vgl. Breidenstein et al., 2020, S. 127) befindet, sollen in der nachfolgenden Abbildung (s. Abb. 3) das entstandene Kategoriensystem und die daraus resultierenden Kernkategorien dargestellt werden.

▼ ● Codesystem	202
● Sonstiges	3
● Wissen	1
● Projektabschluss	9
▼ ● Hustadt	20
● Überforschung	6
▼ ● QUERgesund	9
● Impfaktion	3
● Schulung	3
● Herausforderungen	23
● Kommunikation	13
● Stadtteolforscher:innen	10
▼ ● Kollaborative Forschung	19
● Grenzen	3
● Ablauf	3
● Herausforderungen	28
● Potenzial	10
● Erfahrungen	25
● Rolle/ Aufgaben im Projekt	14

Abbildung 2: Kategoriensystem (Eigene Darstellung)

5.5 Digitale Interviews

Durch die globale Coronapandemie konnten keine *face-to-face* Interviews durchgeführt werden, welche eine lange Tradition in der qualitativen Forschung und besonders der Ethnografie haben. Die neue Situation stellte nicht nur Forschende, sondern auch Bildungseinrichtungen, Unternehmen, Institutionen, Arbeitgeber:innen und Organisationen im Allgemeinen vor die Herausforderung, neue Kommunikationswege zu nutzen. In der Forschung sind Onlineformate und digitale Interviews bereits bekannt, aber sie haben durch die Ausnahmesituation neuen

Aufwind bekommen. Im wissenschaftlichen Diskurs geht die Meinung zu der ausreichenden oder fehlenden Auseinandersetzung jedoch weit auseinander:

[...] bei Online-Forschungen scheint es aber besonders ausgeprägt. Einerseits lassen sich Anzeichen dafür finden, dass das Feld der qualitativen Online-Forschung schon routiniert prozessiert; andererseits finden sich immer wieder Diagnosen des Anfangs und eines grundsätzlichen Reflexionsbedarfs. (Schmidt-Lux/ Wohlrab-Sahr, 2020, S. 5)

Monika Palmberger und Philipp Budka plädieren z. B. in ihrem Aufsatz „Collaborative Ethnography in the Digital Age: Towards a New methodological Framework“ für eine weitere Erforschung und Methodologisierung von digitalen Techniken für die ethnografische Forschung (Palmberger/ Budka, 2020).

An dieser Stelle schafft die Studie von Patrick Leinhos aus dem Jahre 2019 Abhilfe, in der die Unterschiede und Gemeinsamkeiten digitaler und analoger *face-to-face* Interviews herausgearbeitet werden. Aus der Forschung ist bereits bekannt, dass verschiedene Interviewsituationen und -kontexte das Gespräch beeinflussen, so verhalten sich die Interviewpartner:innen in einem Café anders, als am Arbeitsplatz, in der Schule oder Zuhause. Leinhos führte Skype-Interviews mit Jugendlichen internationaler Schulen und analysierte insbesondere die Kontaktaufnahme und den Intervieweinstieg sowie den Umgang mit Brüchen, technischen Problemen und Ablenkungen während des Interviewverlaufs. Zusammenfassend ergeben die Ergebnisse der Studie, dass es durchaus Unterschiede zwischen digitalen und analogen Interviews gibt, diese jedoch die Qualität der Interviews nicht beeinflussen (Leinhos, 2019, S. 39). Befürchtungen aus der Literatur, die von der Möglichkeit berichteten, dass Gesprächspartner:innen das virtuelle Interviewsetting per Knopfdruck verlassen oder dass gar die Gefahr einer ‚unnatürlichen‘ Kommunikation bestehe, konnten nicht bestätigt werden.

Im Gegenteil: Skype bietet zum Teil erweiterbare(!) Möglichkeiten der Erhebung lebensweltlichen und sozialen Handelns, teilweise sogar intimerer und persönlicherer Erfahrungen unter der Prämisse eines möglichst unmittelbaren, offenen und gegenstandsnahen Forschungszugangs. (ebd.)

Die Kontaktaufnahme stellte sich durch die zeitliche und räumliche Flexibilität als unkomplizierter dar, so konnten die Interviews auch sonntags, spät abends und ortsunabhängig stattfinden (ebd., S. 32). Dies stellte sich auch für die vorliegende Arbeit als Vorteil heraus. Die Interviewpartner:innen reagierten durchweg positiv auf die Anfrage eines digitalen Interviews und die damit verbundene Flexibilität. Es wurde die Videokonferenz-Software Zoom für die Interviews gewählt, da die meisten Personen damit bereits vertraut waren und eine Aufnahmefunktion besteht. Der Link wurde den Interviewpartner:innen vorab zugeschickt und der digitale Interviewraum durch die forschende Person rechtzeitig betreten. Ein informelles Vorgespräch

bildete den Intervieweinstieg. Dies bestand aus einer Begrüßung, der Vorstellung der Forscherin sowie Erläuterung des Forschungsprozesses. Abschließend wurde ein Raum für Fragen eröffnet und das erneute mündliche Einverständnis zum Start der Aufnahme erbeten. Einige Softwares starteten die Aufnahme automatisch, bevor das Einverständnis mündlich eingeholt werden kann. In diesem Fall ist eine besonders gute Vorabsprache notwendig (ebd., S. 33). Die Datenschutzbestimmung und Einwilligungserklärung war den Interviewpartner:innen bereits vorab zugeschickt worden. In Online-Formaten ist es besonders wichtig über die ethischen Richtlinien und Datenschutzrechte ausreichend aufzuklären. Während des informellen Gesprächseinstiegs gab es die Möglichkeit der Herstellung eines Interviewsettings über die Verortung der Gesprächspartner:innen (ebd.). Einige meiner Interviewpartner:innen machten Angaben zu ihrem derzeitigen Aufenthaltsort sowie zu ihrem bisherigen oder anschließendem Tagesablauf (z. B. Impftermin, Mittagessen, Kinder von der Schule abholen etc.). Herausgearbeitet wurde von Leinhos auch die Versicherung über das gegenseitige Wohlbefinden im Raum, sich gut sehen und hören zu können (ebd.). Dieser Ablauf sollte sich auch in allen für diese Forschung entstandenen Interviewsituationen wiederholen und diente dazu, eine gute Basis für den Interviewbeginn zu schaffen. Zu unterscheiden ist jedoch, dass es sich bei der vorgestellten Studie von Leinhos um sog. „digital natives“ handelte, Jugendliche oder junge Erwachsene, die digitale Kommunikation gewohnt und damit aufgewachsen sind (ebd., S. 29). Dies war bei der hier vorliegenden Arbeit nicht der Fall. Die meisten meiner Interviewpartner:innen hatten jedoch alle aufgrund der aktuellen Pandemie bereits mit digitalen Medien Erfahrung sammeln können. So war es für Einige nicht mal die erste Videokonferenz an diesem Tage und es gab wenige bis gar keine technischen Schwierigkeiten. Mein Vorwissen über die Abläufe des Projektes und das Fortbestehen von regelmäßigen Meetings auch während der Pandemie ließ mich darauf schließen, dass die von mir angefragten Personen über entsprechende Endgeräte und eine Internetverbindung verfügten. Leinhos verweist darauf, dass „weniger privilegierte Personengruppen, denen entweder die ökonomisch-materielle Möglichkeit oder eben die Kenntnisse und Bedienkompetenzen fehlen“, in dieser Interviewform nicht untersuchbar seien (ebd., S. 39). Dieser Aspekt wurde inhaltlich in mehreren Erfahrungsberichten während der Interviews aufgegriffen und bezog sich auf den Anfang der Pandemie und die Umstellung auf digitale Kommunikation.

Abschließen möchte ich im Folgenden mit der weiterhin offen gebliebenen Frage nach der Notwendigkeit spezifischer Methoden für die Online-Forschung oder der Anwendung und Übertragung klassischer Methoden der qualitativen Sozialforschung auf die Online-Forschung (vgl. Schmidt-Lux/ Wohlrab-Sahr, 2020).

5.6 Reflexion über den interaktiven Forschungsprozess

Die Rolle der Forscherin im interaktiven Prozess der Forschung muss reflektiert werden. Einige Wissenschaftler:innen vertreten die Ansicht, dass es sich bei jeder Erforschung um eine teilnehmende Beobachtung handelt, da es nicht möglich ist, soziale Lebenswelten zu erforschen ohne selbst Teil davon zu sein (Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021, S. 64). An dieser Stelle muss trotzdem zwischen einer mehrwöchigen oder gar mehrjährigen Feldforschung und der Durchführung von Interviews unterschieden werden. Im Fall dieser Arbeit beschränkte sich die Forschung zwar nicht ausschließlich auf die Durchführung der digitalen Interviews, sondern die Forscherin hatte die Möglichkeit, vor Beginn der Pandemie über ihre Tätigkeit als studentische und wissenschaftliche Hilfskraft Zugang zum Feld zu erhalten. In diesem Zuge besuchte sie das Büro von QUERgesund sowie einzelne Veranstaltungen, wie beispielsweise die SMART-Workshops, an denen ebenfalls ein Großteil der involvierten Akteur:innen teilnahm. Bei diesem Anlass wurde auch bereits erstmals eine Anfrage für Interviews gestellt. Dieser erste persönliche Kontakt war hilfreich und es folgte später eine große Bereitwilligkeit zur Teilnahme an den Interviews. Angesichts der Verbindung und Einbindung der Forscherin als wissenschaftliche Begleitung des Projektes in die Strukturen der Hochschule wurde vermutlich auch ein Vertrauensvorschuss gewährt. Durch Unterstützung bei dem Auswertungsprozess der qualitativen Studie konnte die Forscherin bereits viel Kontextwissen sammeln und erhielt Einblicke und weitere Kontakte zu den Akteur:innen. Zufälligerweise wurde die Forscherin in ihrer Rolle als Yogalehrerin angefragt, einen Kurs für die Bewohnerinnen des Stadtteils im Rahmen von QUERgesund zu leiten, was zu weiteren Kontakten und Beziehungen zu bestimmten Akteur:innen führte. Gerade in dieser Rolle war es nicht leicht, die Balance zwischen Nähe und Distanz zu wahren, da die über ein Jahr bestehende Gruppe in ihren wöchentlichen Treffen einen familiären Charakter entwickelte und auch private Themen von den Teilnehmenden geteilt wurden. Dass die Forscherin durch Geschlecht, Hintergrund, soziale Beziehungen, individuelle Eigenschaften, theoretisches oder gar praktisches Vorwissen und Ressourcen stets einen Einfluss auf den Forschungsprozess hat, ist unvermeidbar. Im Rahmen eines empirischen Ansatzes gehört es zu einem professionellen Umgang, diese multiple Positioniertheit kritisch zu reflektieren (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021, S. 64). Diese Thematik wurde auch in den Expert:inneninterviews aufgegriffen, wenn von der eigenen Forschung mit der kollaborativen Methode berichtet wurde. Der Anspruch, auf Augenhöhe zu forschen, lässt meist die Grenzen zwischen Forscher:innen und aller an der Forschung beteiligten Personen verschwimmen. In der Wissenschaft gibt es in der ethnografischen Forschung oder auch in Teilen der feministischen Forschung durchaus vereinzelte Stimmen, die für eine gänzliche Aufhebung dieser Grenze

plädieren (ebd.). Die Frage nach einer angemessenen Balance zwischen beobachtender Distanz und empathischer Nähe lässt sich nicht abschließend beantworten. Die Reflexion der Rolle und der Positioniertheit der forschenden Person muss in der Auswertung unbedingt Berücksichtigung finden und am besten auch während des Forschungsprozesses immer wieder reflektiert werden (ebd., S. 67). Dabei ist nicht nur das Selbstbild der Forscherin relevant, sondern auch die ihr zugeschriebene oder zugewiesene Rolle. In der vorliegenden Arbeit bestand, wie bereits beschrieben, ein gewisses Vertrauensverhältnis zu den Teilnehmer:innen und die Forscherin hatte bereits Einblicke und Kontakte ins Feld, bevor die Interviews durchgeführt wurden. Dies erleichterte auch das aufgrund der Pandemie ausgewählte Online-Format der Interviewdurchführung, da sie den meisten Akteur:innen bereits in Person bekannt war. Trotzdem konnte eine gewisse Distanz aufrechterhalten werden, welche einen Blick von außen auf die Dynamiken und Strukturen des zu untersuchenden Feldes ermöglichte, da die Forscherin keine festgeschriebene Rolle innehatte (abgesehen von der der Yogalehrerin/ Kursleiterin, die die Interviewsituation nicht negativ beeinflusste). Eine gewisse Distanz führt häufig auch zu einer größeren Offenheit in Interviewsituationen, da die Befragten keine Sorge vor Konsequenzen im Alltag fürchten müssen (ebd., S. 68). Dies war in den hier durchgeführten Interviews der Fall, es wurde sehr offen erzählt und es wurden auch vertrauliche Informationen preisgegeben. Diese für die Forschung zuträglichste Offenheit stellte die forschende Person jedoch vor die Herausforderung, die Anonymität der befragten Personen in dem kleinen Forschungsprojekt zu gewährleisten, vor allem im Hinblick auf die Tatsache, dass eine Betreuungsperson der Masterarbeit in leitender Funktion ebenfalls im Projekt QUERGesund involviert ist. Diese Problematik soll jedoch im nächsten Kapitel ausführlicher diskutiert werden. Abschließend lässt sich sagen, dass sich eine professionelle Forscher:innenrolle durch den Umgang mit der Spannung zwischen forschender Distanz und empathischer Teilhabe charakterisieren lässt (ebd., S. 69).

5.7 Forschungsethik

Die Forschungsethik umfasst verschiedene Aspekte der Forschung, besonders aber geht es um die Forschungsbeziehung und die daraus resultierenden Daten, die für eine weite Öffentlichkeit bestimmt sind, sowie die Speicherung und gegebenenfalls Weiterverwendung (Nachnutzung) dieser Daten, auch Datenmanagement genannt (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr, 2021). Die oberste Priorität stellt dabei der Schutz der befragten Personen dar, die durch die Forschung keine negativen Folgen oder Konsequenzen erfahren dürfen (ebd., S. 45). Dieser Schutz soll durch eine angemessene Anonymisierung sowie sichere Aufbewahrung der Daten gewährt werden. Außerdem wurde eine Einwilligungserklärung und Datenschutzbestimmung auf

Grundlage gesetzlicher Verordnungen von den interviewten Personen unterschrieben. Eine Vorlage dieses Dokumentes befindet sich im Anhang dieser Arbeit (12.3). Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Verschriftlichung und Veröffentlichung der Forschungsergebnisse; im Fall dieser Arbeit in Form einer Masterarbeit. Dabei muss gewährleistet werden, dass Aussagen von Personen nicht für andere auf diese zurückzuführen sind (ebd., S. 46). Dies stellt bei der vorliegenden Arbeit eine größere Herausforderung dar, da das Projekt QUERGesund einerseits über einen überschaubaren Kreis an Mitarbeitenden verfügt. Andererseits sind die betreuenden Personen der vorliegenden Abschlussarbeit selbst in dieses Projekt involviert. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer noch sorgfältigeren Anonymisierung bzw. Zensurierung der Transkripte. Auch der Umgang mit unterschiedlichen oder gar konträren Perspektiven, die sich in einem Projekt mit verschiedenen Interessensvertreter:innen gar nicht vermeiden lassen, ist für die forschende Person nicht leicht. „Diese Differenz der Perspektiven ist aber u. E. nicht dadurch auflösbar, dass man die befragten Subjekte an der Auswertung beteiligt oder ihnen die Auswertung und Verschriftlichung gleichsam zur Freigabe vorlegt“ (ebd.). Es verlangt an dieser Stelle also ein Feingefühl seitens der Forscherin und eine gute Absprache und Kommunikation mit den Interviewpartner:innen über den Umgang mit sensiblen Inhalten. So wurde während der für diese Arbeit geführten Interviews teilweise darum gebeten, Abschnitte nicht zu veröffentlichen. Diesem Wunsch wurde entsprochen, indem die konkreten Passagen in den Transkripten zensiert wurden. Gleichfalls kann eine Abstraktion von Aussagen oder Thematiken auf eine wissenschaftliche Metaebene die persönliche Rückverfolgung verhindern. Die Autorinnen Przyborski und Wohlrab-Sahr plädieren für die Einnahme einer forschungsethischen Haltung, da es zwar ethische Leitlinien durch Ethikkommissionen gibt, diese jedoch nicht als Rezept angewendet werden können und der jeweilige adäquate Umgang immer noch der forschenden Person obliegt (ebd., S. 46ff.).

6 Praxisbeispiel QUERgesund

Das folgende Kapitel umfasst einen kurzen geschichtlichen Abriss über die Hustadt, den Ort, in dem das Projekt QUERgesund ansässig ist. Darüber hinaus wird das Stadtteillabor, als Standbein der Hochschule im Stadtteil und wichtiger Anknüpfungspunkt für das Projekt QUERgesund, vorgestellt. Weiter werden das Projekt QUERgesund sowie die Rahmenbedingungen präsentiert, wobei der Schwerpunkt auf das kollaborative Design des Projektes gelegt wird. Abschließend werden zur Kontextualisierung der im darauf folgenden Kapitel präsentierten Ergebnisse der Interviews die befragten Akteur:innen und ihre Rolle sowie Aufgaben im Projekt QUERgesund vorgestellt.

6.1 Hustadt – ein Stadtteil im Wandel

Die Hustadt ist der östliche Teil des Bochumer Stadtteils Querenburg im Bochumer Süden. In der inneren Hustadt leben rund 3.000 Menschen aus über 50 Nationen mit unterschiedlichsten kulturellen und sozialen Hintergründen, sodass sie als multidiverse Nachbarschaft bezeichnet werden kann (Falge, 2021, S. 398). Insgesamt leben in der Hustadt fast 5.000 Menschen. Die Bewohner:innen bilden eine sehr heterogene Nachbarschaft aus Familien mit Kindern, jungen Singles und Studierenden sowie alteingesessenen Hustädter:innen.

Der Name Hustadt stammt von der Errichtung einer Hausstadt (Husstadt) auf dem Berg für die Bediensteten der Ritter von Lützenauve (dewiki Lexikon). 1929 wurde die Hustadt in die Gemeinde Querenburg eingemeindet. Mit der Errichtung der Ruhr-Universität Bochum wurde ein umfänglicher Bebauungsplan zur Schaffung von Wohnraum entwickelt und in den 1960er/1970er Jahren umgesetzt (ebd.). Die Hustadt ist Teil der Universitätsrahmenstadt für Landesbedienstete der Hochschule und Mitarbeitende der Opel Werke und besteht aus rund 1200 Hochhäusern sowie Einfamilienhäusern im Bungalowstil für die Professor:innen (ebd.). Dieser Teil wird heute noch von Einheimischen als ‚Professoren-Ghetto‘ bezeichnet. Das Großbauprojekt nach dem Vorbild des Märkischen Viertels in Berlin galt lange Zeit als Paradebeispiel (ebd.). Christian Uhlig, langjähriger Bewohner der Hustadt, Wissenschaftler und lokaler Politiker bewertet den ursprünglichen Bauplan positiv: „Der Plan der Hustadt war gut: Eine sehr gute Lage und eine wunderbare Aussicht ins Ruhrtal. Kurze Naherholungswege [...]. Alles war grün“ (Uhlig/ Braun, 2011, S. 123). Jedoch war die Hustadt nicht anpassungsfähig, leere und veraltete Wohnungsbestände führten mit den Jahren zu sozialen Problemen und einem schlechten Image der Großsiedlung (ebd.).

Mit dem Ziel, die baulichen und strukturellen Mängel zu beheben, wurde mit Hilfe des Stadterneuerungsprogramms „Stadtumbau West“ im Förderzeitraum von 2007 bis 2014 eine Vielzahl von Projekten und Maßnahmen in der Hustadt umgesetzt, wie z. B. die Modernisierung der Häuser sowie farbliche Neugestaltung der Fassaden und die Verbesserung des Wohnumfeldes durch neue Lichtkonzepte und barrierearme Hauseingänge (Stadt Bochum). Ziele des Programms waren neben der Modernisierung der Bestandsgebäude und der Attraktivierung des Wohnumfelds, neue Zielgruppen zu gewinnen, Nahversorgung und Treffpunkte aufzubauen sowie eine Identifikation der Bewohner:innen mit ihrem Quartier durch gelebte Integration und Imagewandel zu fördern (ebd.). Im Anschluss gab es eine Verstetigungsphase, um die neuen baulichen Qualitäten dauerhaft zu erhalten und die vielen angestoßenen Initiativen in selbsttragende Strukturen zu überführen. Das Städtebauprogramm wurde durch die Europäische Union, den Bund, das Land NRW und die Stadt Bochum gefördert (ebd.).

Hauptträger der Siedlung ist das Wohnungsunternehmen VBW Bauen und Wohnen. Diese bewerben die Hustadt auf ihrer Webseite mit dem Slogan „Bunt, bunter, Hustadt. Die Hustadt ist ein Quartier, bei der viele Nationen gemeinschaftlich und harmonisch zusammenkommen – hier wird multi-kultureller Austausch gelebt“ (VBW Bauen und Wohnen). Im Quartiersüberblick wird die Infrastruktur wie folgt beschrieben: Gute medizinische Versorgung (79%), gute Bildungsangebote (72%), sehr guter Breitbandausbau (100%), Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel (58%) und sehr schlechte Nahversorgung (2%). Hervorgehoben wird die Tatsache, dass die innere Hustadt verkehrsfrei ist und somit viel Platz für großzügige Aufenthalts- und Spielflächen bietet. Der Grünflächenanteil mit 74% überwiegt den Grauf Flächenanteil von 26%. Das gesamte Quartier umfasst eine Gesamtfläche von 81312m². Davon stehen 58354m² als Wohnraum zur Verfügung. Der Großteil besteht aus 3-4 Zimmerwohnungen für Familien oder studentische Wohngemeinschaften. Darüber hinaus gibt es auch einige 1-2 Zimmer-Wohnungen (ebd.).

Heute wird die Hustadt wieder als zukunftsfähiges Wohnquartier betrachtet. Es wird mit großzügigen Grün-, Aufenthalts- und Spielflächen, modernem Wohnraum und der Nähe zur Universität geworben. Hervorzuheben sind auch die verschiedenen Initiativen, Organisationen und Kooperationen vor Ort, die eine Vielfalt an sozialen Angeboten, Aktivitäten, Veranstaltungen sowie Begegnungsräumen anbieten und einen enormen Beitrag zum Klima des Stadtteils leisten. Christian Uhlig schließt in dem Interview seine Erzählungen über die Hustadt mit folgendem Wunsch:

Für die Zukunft möchte ich, dass man dieses Wohngebilde ohne Vorurteile positiv sieht. Es ist eine Katastrophe, dass man die Hustadt mit Begriffen wie ‚Slum‘ oder Ähnlichem verbindet. Das stimmt einfach nicht. Jeder, der hier durchgeht, kann das belegen. Es ist kein Slum und ist es nie gewesen! Die Aspekte der Vielfältigkeit müssen positiv genutzt werden. Ich möchte, dass sich der Gedanke, die Hustadt sei ein interessantes Wohngebiet, verbreitet. Die zuständigen Institutionen – städtische, politische, kirchliche und auch universitäre – müssen diesen Stadtteil viel stärker aufwerten. Die Hustadt hat einen großstädtischen Charakter, aber man kann sich hier kleinstädtisch fühlen. (Uhlig/ Braun, 2011, S. 129)

Die Wahl der Hustadt als Forschungsstandort für das Stadtteillabor und somit auch für das Gesundheitspräventionsprojekt QUERgesund ist auf dem Verständnis von Quartieren als Aushandlungsort für Gesundheit begründet, wie Gesine Bär erläutert:

Stadtteile und Quartiere werden als Orte alltäglicher sozialer Interaktionen definiert, die konstitutiv sind für die Gesundheit der dort lebenden und arbeitenden Menschen. Gesundheit wird dabei als Ergebnis eines aktiven Prozesses verstanden, in dem Belastungen und Ressourcen kontinuierlich und über den gesamten Lebensverlauf austariert werden. (Bär, 2015, S. 31)

Die Hustadt ist der Bochumer Ortsteil mit dem höchsten Index-Wert gesundheitlicher Herausforderungen und zeichnet sich somit durch eine hohe Vulnerabilität der größtenteils marginalisierten Bewohner:innen aus (Falge, 2021, S. 398). Gleichzeitig handelt es sich um einen Ort der Gemeinschaft, an dem viele gesundheitsförderliche Ressource vorhanden sind (ebd.). Darüber hinaus bestehen schon gute soziale Strukturen im Stadtteil und die Bewohner:innenschaft zeichnet sich durch ein großes Engagement im Ehrenamt aus.

6.2 Stadtteillabor

Das Stadtteillabor in der Hustadt kann als Verbindung der Hochschule für Gesundheit zur Praxis betrachtet werden. Die Einrichtung im Herzen der Hustadt ist für Bewohner:innen des Stadtteils sowie Mitglieder der Hochschule gedacht. Das Stadtteillabor wurde 2015 von Prof. Dr. Christiane Falge, Lehrstuhlinhaberin am *Department of Community Health*, gegründet und wird auf unbestimmte Zeit bestehen bleiben. Im Stadtteillabor wird ein postmigrantischer und entmigrantisierender Ansatz verfolgt. Es wird also nicht zwischen Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte unterschieden (Falge, 2021, S. 399)¹⁵. Damit soll der konstruierte Gegensatz zwischen Migrant:innen und der sogenannten Mehrheitsgesellschaft aufgehoben werden, so dass Raum für eine Analyse entsteht, die Armut als die primäre Differenzkategorie für gesundheitliche Ungleichheit sieht (Berchem/ Falge/ Pajonk, 2022, S. 328f.). Nach dem im Stadtteillabor praktizierten *Community Health*¹⁶ Ansatz werden die Themen gesundheitlicher

¹⁵ Ausführlich dazu z. B. Falge/ Betscher (2022).

¹⁶ Vgl. Faller et al. (2022) zum Verständnis von *Community*.

Ungleichheit „im Kontext politisch-ökonomischer Machtbeziehungen und nicht per se als Ergebnis ‚migrantischen Fehlverhaltens‘ betrachtet“ (ebd., S. 329).

Ziele der Forschungen vor Ort sind es, mit Hilfe kollaborativer Methoden aus der Medizinethnologie gemeinsam mit den Bewohner:innen der Hustadt neues Wissen zu schaffen und daraus resultierend gesundheitsfördernde Interventionen im Stadtteil zu etablieren. Somit soll „im Sinne einer angewandten Medizinethnologie verhältnispräventiv gesundheitliche Ungleichheit im Stadtteil“ (Falge, 2021, S. 400) reduziert werden. Hierfür wurden die Bewohner:innen des Stadtteils gemeinsam mit den Studierenden der Hochschule für Gesundheit im Rahmen einer Schulung zu Stadtteelforscher:innen geschult. Die Stadtteelforscher:innen kommen aus vielen verschiedenen Ländern und forschten bisher zu unterschiedlichen Themen rund um Gesundheit, wie beispielsweise Gesundheitsprävention, Rassismus, Corona, belastende Wohnbedingungen und Migration. Darüber hinaus finden im Stadtteillabor auch reguläre Lehrveranstaltungen der Hochschule statt. Aus den Lehr-Forschungsprojekten entstehen dann gezielte Interventionen, die von Studierenden mit den Bewohner:innen und unter Einbindung lokaler Einrichtungen in der Hustadt angeboten werden.

Neben dem Projekt QUERgesund, dessen Vorstellung im anschließenden Kapitel erfolgt, werden an dieser Stelle weitere Forschungsprojekte pointiert vorgestellt. Im Projekt *OriGes* haben Stadtteelforscher:innen gemeinsam mit Studierenden in der Hustadt Interviews mit den Bewohner:innen durchgeführt und herausgefunden, dass Gesundheitsinformationen im Internet Menschen mit Migrationsgeschichte nur schwer erreichen. Als Intervention wurden dann mehrsprachige Filme produziert sowie eine Webseite erstellt, die bei der Orientierung im Internet bezüglich Gesundheitsinformationen helfen sollen.

Seit 2021 besteht das internationale Projekt *EMPOWER*, in welchem Stadtteelforscher:innen aus Großbritannien, Schweden und Deutschland gemeinsam zu belastenden Wohnbedingungen von Frauen im Stadtteil forschen. Dabei sollen die Bewohner:innen ermächtigt (*empowered*) werden, gemeinsam mit Politiker:innen und Entscheidungsträger:innen ihr Recht auf gutes Wohnen einzufordern.

6.3 Projekt QUERgesund

Das Projekt QUERgesund ging aus den Erfahrungen des Stadtteillabors hervor und ist ein drittmittelbasiertes Kooperationsprojekt mit dem im Stadtteil ansässigen Verein für multikulturelle Kinder- und Jugendhilfe – Migrationsarbeit (IFAK. e.V.) und der Hochschule für Gesundheit

(hs Gesundheit). Das Präventionsprojekt wird von den gesetzlichen Krankenkassen finanziert, vom Stadtteiltreff der IFAK e.V. unterstützt und ist auf drei Jahre ausgelegt (2018-2022). Hintergrund war die geringe Wahrnehmung von Präventionsangeboten der Bewohner:innen des Stadtteils sowie Hinweise auf gesundheitliche Ungleichheit. Ziel des Projektes ist es, diversitätssensible Präventionsangebote im Stadtteil zu entwickeln, anzubieten und zu verstetigen. Hervorzuheben sei an dieser Stelle die Verbindung von Theorie und Praxis. So entstanden aus der Forschung konkrete Interventionen, die für die Menschen im Stadtteil sichtbar wurden (Falge, 2021, S. 400). Somit engagieren sich Vertreter:innen der Hochschule aktiv gegen gesundheitliche Ungleichheit.

Die Koordination des Projektes übernimmt die IFAK e.V., die von der hs Gesundheit wissenschaftlich begleitet wird, indem sie Daten erhebt und die Ergebnisse auswertet. Ein Steuerungsgremium, bestehend aus Hochschulprofessor:innen, den Projektkoordinator:innen, Vertreter:innen der gesetzlichen Krankenkassen, des Gesundheitsamtes Bochum und des Landeszentrum Gesundheit (LZG), steuert die Projektabläufe und Arbeitsschritte. Im Zuge des Projektes wurde das Netzwerk QUERgesund aus lokalen Setting-Akteur:innen und politischen Entscheidungsträger:innen gegründet, welches die von den Projektkoordinator:innen umgesetzten Prozesse und Abläufe im Projekt begleitet.

In einer mehrtägigen Schulung, erstmals im Frühjahr 2015, wurden die vom Stadtteillabor bereits rekrutierten Stadtteilmforscher:innen gemeinsam mit Studierenden der hs Gesundheit in Tandems in qualitativer Forschung und Datenerhebung ausgebildet (Berchem et al., 2021, S. 20). Das kollaborative Forschungsdesign¹⁷ des Projektes zeichnet sich durch den Einbezug der Stadtteilmforscher:innen in alle Phasen der Forschung aus. So entwickelten die Stadtteilmforscher:innen gemeinsam mit den beteiligten Wissenschaftler:innen einen Interviewleitfaden zur Erhebung des Präventionsverhaltens und -bedarfs im Stadtteil. Dabei wurden auf Anregung der Stadtteilmforscher:innen und ihres emischen Wissens zwei weitere Handlungsfelder ergänzt. Außerdem wurde der von den Studierenden entworfene Leitfaden in den Bereichen Sprache und Kultursensibilität auf Empfehlung der Stadtteilmforscher:innen angepasst (ebd.). Dieser Prozess kann als Ko-Produktion von Wissen bezeichnet werden und alle Beteiligten nahmen ihn als lehrreich und bereichernd wahr.

¹⁷ Das kollaborative Forschungsdesign wurde durch die digitale Methode der partizipativen Sozialraumanalyse (DiPS) ergänzt. Der DiPS-Ansatz steht für das Motto: Daten für Taten (Berchem et al., 2021, S. 12). So wurden die Setting-Akteur:innen sowie Bewohner:innen online befragt und die Auswertung für die Planung weiterer Interventionen genutzt. Weiterführende Literatur zu diesem Ansatz (vgl. Köckler/ Simon, 2019).

Im nächsten Schritt führten die Stadtteilmforscher:innen in Tandems Interviews in mehreren Sprachen mit den Bewohner:innen der Hustadt durch. Der Feldzugang wurde in diesem Fall durch das feldinterne Wissen der Stadtteilmforscher:innen erleichtert, da sie sich in ihrem lebensweltlichen Kontext bewegten (Falge, 2021, S. 403). Die Interviews wurden nach der Durchführung übersetzt, transkribiert und ausgewertet. Die Ergebnisse wurden in einem sogenannten SMART-Workshop allen Beteiligten vorgestellt, gemeinsam diskutiert und es wurden kollaborativ Interventionen daraus abgeleitet. Aus den Forschungsergebnissen der Stadtteilmforscher:innen hat das Projekt QUERgesund gemeinsam mit dem Netzwerk QUERgesund kultursensible Gesundheitsangebote entwickelt, die seit 2020 in der Hustadt angeboten werden. Zu den Angeboten gehören u. a. Fitnessboxen für Mädchen (FiBo), Interkulturelles Gärtnern, ein digitaler Yoga- und Entspannungskurs (FitDigital), ein Projekt zur gesunden Ernährung für Jugendliche (Eat cool Be cool), ein digitaler Lachclub, Fit im Park vom Stadtsportbund sowie Frauenschwimmen.¹⁸

In regelmäßigen Reflexionstreffen der Stadtteilmforscher:innen mit der Projektkoordination wurde ein engmaschiger Austausch gewährleistet und Raum für Fragen, Herausforderungen, Unsicherheiten aber auch Erfolgsgeschichten eröffnet. Es kann von einer zunehmenden Professionalisierung der Stadtteilmforscher:innen gesprochen werden.

Besonders während der globalen Coronapandemie und des ersten Lockdowns konnte von dem engen Kontakt mit dem Stadtteilmforscher:innen profitiert werden. Die Stadtteilmforscher:innen fungierten als Multiplikator:innen und Brücke zur Bewohner:innenschaft der Hustadt. Aufgrund ihrer vielfältigen Sprachkenntnisse, dem bereits bestehenden Vertrauen der Menschen zu den Stadtteilmforscher:innen sowie gesammeltem Wissen wurde spontan eine kultur- und diversitätssensible Impfkation geplant. Nachdem das spezifische Wissen bezüglich des Coronavirus, der Schutzimpfung sowie Nebenwirkungen im Voraus von Ärzt:innen vermittelt wurde, begannen die Stadtteilmforscher:innen, in ihrer Nachbarschaft Plakate aufzuhängen und Flyer zu verteilen. Darüber hinaus sensibilisierten die Stadtteilmforscher:innen die Bewohner:innen in Gesprächen für das Thema und konnten so Ängste und Zweifel häufig ausräumen. Am Tag der Impfkation halfen die Stadtteilmforscher:innen zusammen mit Studierenden, das Aufklärungsfeldformular auszufüllen und gegebenenfalls zu übersetzen. Somit konnten viele verschiedene Menschen, darunter auch Analphabeten, erreicht und Sprachbarrieren überwunden werden. Der

¹⁸ Eine Übersicht der Angebote auf der Webseite von QUERgesund unter: <https://quergesund-bochum.de/mitmachen/aktiv-sein/>.

Tag wurde von allen beteiligten als Erfolg gewertet und es konnten über 75 Menschen in der Hustadt geimpft werden.

Die Impfaktion zeigt, wie durch die bestehenden Strukturen auch in Ausnahmesituationen adäquat reagiert werden konnte und die Hochschule maßgeblich zu mehr gesundheitlicher Gerechtigkeit beitragen konnte, wie beispielsweise durch eine wohnortnahe mobile Impfstation mit mehrsprachigem Personal und Barrierefreiheit. Außerdem wurde eine Forschung zu dem Einfluss der Coronapandemie auf den Alltag der Menschen in der Hustadt durchgeführt. Damit sollte ein Beitrag geleistet werden zu den weltweit erschreckenden Bestätigungen des Nexus Armut und Gesundheit in Zeiten der Pandemie. Marginalisierte Gruppen sind stärker betroffen und bekommen weniger Unterstützung durch das Gesundheitssystem (vgl. Falge et al., 2022).

Da die Ko-Produktion von Wissen im Zentrum der Forschung steht, wurden die Stadtteilerforscher:innen auch auf Konferenzen eingeladen und ergänzten die Vorträge der im Projekt involvierten Wissenschaftler:innen durch ihre Praxiserfahrung und interne Perspektive.

6.4 Akteur:innen

Im Folgenden sollen die befragten Akteur:innen, ihre Rollen im Projekt QUERGesund sowie ihre Aufgaben vorgestellt werden. Diese Vorstellung der beteiligten Akteur:innen basiert auf ihren eigenen Darstellungen ihrer Rolle und ihrer Aufgaben im Projekt während der Interviews. Dies soll zu einer besseren Einordnung der nachfolgend präsentierten Ergebnisse führen sowie die Vielfalt der Perspektiven verdeutlichen.

Die Stadtteilerforscher:innen

Es wurden Interviews mit zwei im Projekt aktiven Stadtteilerforscher:innen durchgeführt. Diese wurden im Rahmen der oben beschriebenen Schulung ausgebildet und dann mit der Durchführung der Interviews betraut. Auch bei der Erstellung der Leitfäden wirkten die Stadtteilerforscher:innen mit und waren an vielen Meetings mit den Studierenden der hs Gesundheit beteiligt. Ihre Motivation ist es, den Menschen in der Hustadt zu helfen und neue Kontakte zu knüpfen.

Die Projektkoordination

Die Stelle der Projektkoordination wird mit zwei Personen besetzt, die sich die Aufgabe teilen und sich durch unterschiedliche akademische Hintergründe bei der Arbeit gut ergänzen können. So trifft eine praxisorientierte, sozialpädagogische auf eine eher theoriegeleitete, medizintechnologische Perspektive. Die Projektkoordinator:innen sind dafür zuständig, das Konzept des Projektes, wie es im Forschungsantrag steht, umzusetzen. Gleichzeitig sind sie Vermittler:innen

zwischen der Leitung des Projektes durch die Geschäftsführung der IFAK e.V. und der hs Gesundheit als wissenschaftlicher Begleitung. Neben der Koordination der einzelnen Forschungsphasen ermöglichten sie immer wieder Raum für Kommunikation, Austausch und Reflexion, sowohl für die Stadtteilmforscher:innen als auch für das Steuerungsgremium sowie lokale Setting-Akteur:innen. Die Aufgabe der Projektkoordinator:innen, die lokalen Akteur:innen von dem Projekt QUERgesund zu überzeugen, führte häufig zu aufsuchender Sozialarbeit in Einrichtungen sowie mit den Bewohner:innen des Stadtteils. Auch für die Umsetzung der Forschung legte die Projektkoordination die Rahmenbedingungen wie Terminabsprache, Versendung von Einladungen und Organisation der Kinderbetreuung fest. Die Moderation der SMART-Workshops und Steuerungstreffen übernahmen ebenfalls die Projektkoordinator:innen. Zusammenfassend kann die Arbeit der Projektkoordination auch als Schnittstellenmanagement zwischen Wissenschaft und Stadtteil betrachtet werden.

Die Studierenden der Hochschule für Gesundheit (hs Gesundheit)

Es wurden Interviews mit zwei Studierenden der hs Gesundheit geführt, die am Forschungsprojekt QUERgesund aufgrund ihres Wahlmodules beteiligt waren. Während der Schulung lernten sie die Stadtteilmforscher:innen und ihre/n jeweilige/n Tandempartner:in kennen. Darauf folgend sollten sie diese unterstützen und gemeinsam die Interviews mit den Bewohner:innen des Stadtteils durchführen. Die Hustadt war ihnen durch Lehrveranstaltungen im Stadtteillabor bereits bekannt, die Einblicke in die Wohnzimmer der Menschen dagegen neu. Eine der beiden Studierenden nahm darüber hinaus an der Impfkaktion teil und unterstützte den Ablauf auf vielfältige Weise.

Die wissenschaftliche Begleitung (hs Gesundheit)

Es wurden nur zwei Personen der wissenschaftlichen Begleitung interviewt. Die am Projekt beteiligten Wissenschaftler:innen hatten sehr unterschiedliche Aufgaben: von administrativen Tätigkeiten über die Kontaktaufnahme mit den Stadtteilmforscher:innen, der Konzipierung und Durchführung der Schulung bis hin zu klassischen Aufgaben der Koordinierung der Datenerhebung und -auswertung. Im Sinne der kollaborativen Methode sah die wissenschaftliche Begleitung darüber hinaus ihre Aufgabe in der Bekämpfung sozialer Ungleichheit, was in solidarischen Handlungen sowie Interventionen und konkreter Unterstützung zum Ausdruck gebracht wurde.

Die Vertretung der gesetzlichen Krankenkassen (GKV)

Die gesetzlichen Krankenkassen als Förderer des Projektes entsendeten eine Vertretung in das Steuerungsgremium, welches als Aufsichtsrat bezeichnet werden kann. Von dort wurde die

Umsetzung des Projektes auf Grundlage des Forschungsantrags beaufsichtigt, begleitet und wenn nötig angepasst. Darüber hinaus war die Vertretung der gesetzlichen Krankenkassen Ansprechpartner:in für das Projektteam und alle beteiligten Akteure insbesondere für Fragen bezüglich des Finanzplans. Aufgrund der bestehenden Expertise des Projektteams im Gesundheitsbereich waren es kaum fachliche Rückfragen, sondern im Wesentlichen Aspekte der Projektförderung, die thematisiert werden mussten.

Das Gesundheitsamt Bochum

Die Vertretung des Gesundheitsamtes Bochums ist im Steuerungsgremium des Projektes QUERgesund als Kontakt zur Stadt Bochum und als politischer Entscheidungsträger vertreten. Die Stadt Bochum verfolgt eine Strategie der Gesundheitsförderung, insbesondere in Stadterneuerungsgebieten, und begrüßt daher Projekte wie QUERgesund. Es handelt sich hierbei um eine Außenperspektive, die jedoch städtepolitische Rahmenbedingungen mitdenkt und Erfahrungen mit Projekten in anderen Bochumer Stadtteilen miteinfließen lässt.

Das Landeszentrum Gesundheit NRW (LZG)

Die Vertretung des Landeszentrums für Gesundheit im Steuerungsgremium berät das Projekt QUERgesund fachlich und inhaltlich, genau wie viele weitere Projekte, welche in NRW gefördert werden.

7 Ergebnisse der Interviews

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Interviews mit den Akteur:innen des kollaborativen Stadtteilprojektes QUERgesund vorgestellt. Die Ergebnisse lassen sich in vier Themenfelder gliedern, welche wiederum verschiedene Teilaspekte umfassen. Der Themenpunkt Kollaborative Forschung (1) stellt die Definitionen und das Verständnis von kollaborativer Forschung seitens der interviewten Akteur:innen dar. Darüber hinaus werden Potenziale, Herausforderungen und Grenzen dieser Forschungsmethode benannt. Ein weiteres Themenfeld stellt das Projekt QUERgesund (2) dar, in dem die Besonderheiten des Projektes sowie die subjektiv empfundenen Herausforderungen während der Projektlaufzeit beschrieben werden. Der Themenschwerpunkt Hustadt (3) beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Thema der Überforschung und der Einstellung der lokalen Bevölkerung gegenüber Wissenschaft und Forschung sowie der Veränderung im Stadtteil im Laufe des Projektes. Anschließend widmet sich das nächste Themenfeld den Stadtteelforscher:innen (4). Anfangs werden ihr Selbstbild sowie das durch die anderen Akteur:innen konstruierte Fremdbild behandelt, sodass abschließend die Frage nach der Zukunft der Stadtteelforscher:innen nach Projektende thematisiert wird. Diese Frage ist die in den Interviews immer wieder aufgekommen.

7.1 Kollaborative Forschung

Im Projekt QUERgesund wurde die Methode der kollaborativen Forschung genutzt und war somit auch allen interviewten Personen bekannt. Einige Teilnehmer:innen sind durch das Projekt zum ersten Mal mit dieser Art des Forschens in Berührung gekommen, andere hatten bereits langjährige praktische Erfahrung damit oder hatten sich ausgiebig auf theoretischer Ebene im wissenschaftlichen Kontext damit auseinandergesetzt. Im Folgenden werden die sehr unterschiedlichen Definitionen der Methode vorgestellt, welche im Zusammenhang mit dem (akademischen) Hintergrund der Akteur:innen zu betrachten sind. Im weiteren Verlauf der Interviews wurde der Forschungsprozess aus Sicht der Beteiligten beschrieben und dabei auch auf Herausforderungen und Grenzen hingewiesen. An dieser Stelle sollen die Aussagen bezogen auf den Forschungsprozess an sich und im Zusammenhang mit der gewählten Methode vorgestellt werden. In Kapitel 7.3.2 werden weitere Herausforderungen genannt, die dagegen eher mit dem spezifischen Projekt als mit der Methode an sich zu tun haben. Diese Unterscheidung lässt sich jedoch nicht immer trennscharf ziehen, da es in jedem Projekt ein Zusammenspiel aus Rahmenbedingungen des Projektes, Akteur:innen, Methodik bzw. Vorgehensweise und äußeren Einflüssen (z. B. der globalen Coronapandemie) gibt. Neben den Herausforderungen

wurden andererseits auch Potenziale und Chancen der kollaborativen Methode genannt sowie abschließend Grenzen kollaborativer Forschung aufgezeigt.

7.1.1 Definitionen kollaborativer Forschung seitens der Akteur:innen

Die Definitionen kollaborativer Forschung unterscheiden sich abhängig vom akademischen Hintergrund der Akteur:innen sowie der Position im Projekt. Im Folgenden soll den Definitionen ausreichend Raum gegeben werden, um die später genannten Standpunkte und Erfahrungen vor diesem Hintergrund verorten zu können. Eine der befragten Personen definiert kollaborative Forschung wie folgt:

Na ja, konkret verstehe ich darunter tatsächlich als allererstes immer mit einem ethnografischen Ansatz reinzugehen, das heißt zu sagen, klar als Anfang ist irgendein Themen- ein Erkenntnisinteresse, was ich mitbringen muss als Forschende, sonst komme ich ja nicht dahin, in irgendeinem Feld oder gemeinsam mit Menschen zu forschen. Und dann aber tatsächlich mit einem ethnografischen Zugang ranzugehen und zu sagen: Ich lass mich erst mal auf das Feld ein, ich schau erstmal, was ist hier eigentlich. So was sind die Relevanzen? Was sind die Themen, mit denen ich arbeiten oder forschen möchte? Und auch welche Menschen möchten hier eigentlich überhaupt selber forschen, möchten sich beteiligen? So, dass quasi der methodische Zugang oder der erste Schritt plus parallel natürlich tatsächlich für die Rahmenbedingungen zu sorgen, nämlich so etwas wie mindestens Aufwandsentschädigung. (I3: 10)

In diesem Zitat wird auf den geschichtlichen und methodologischen Hintergrund der Forschungsmethode in der Ethnografie verwiesen und es werden bereits konkrete Aspekte des Ablaufs genannt, wie beispielsweise der explorative Charakter und die Analyse der Bedarfe im Feld, die für die Begriffsklärung essenziell sind. Darüber hinaus wird das Thema der finanziellen Vergütung oder Aufwandsentschädigung angesprochen, welches für die interviewte Person zu den Rahmenbedingungen einer kollaborativen Forschung zählt. In einer weiteren Definition wird die Zielgruppe, mit der geforscht wird, hervorgehoben:

Ähm, also ich verstehe das eigentlich als gemeinsames Erforschen von Lebenswelten, vor allem von Lebenswelten von Menschen, mit denen man also die normalerweise eher nicht in der Forschung berücksichtigt werden. Ähm, also die nicht der Mehrheitsgesellschaft entsprechen, die so ein bisschen marginalisiert sind [...]. Und dass eben dieser kollaborative Ansatz so gewählt wird, dass auch eine Partizipation, ja die Grundlage ist und eigentlich man davon ausgeht, dass man gemeinsam forscht und dass möglichst die Machtgefälle aufgelöst werden. (I5: 11)

Als Zielgruppe werden hier marginalisierte Gruppen beschrieben oder Perspektiven abseits der Mehrheitsgesellschaft sowie die Notwendigkeit, diese im wissenschaftlichen Forschungsdiskurs zu berücksichtigen. Dabei wird jedoch auch direkt auf das Machtgefälle verwiesen, das sich durch die unterschiedliche gesellschaftliche Positionierung sowie den sozialen Hintergrund ergibt und im Forschungsprozess reflektiert werden muss.

Des Weiteren wird in einer Definition auch der Rolle der forschenden Person besonders Beachtung geschenkt:

Es ist eine Art des Forschens, in der man die Möglichkeit hat, auf eine gewisse Art und Weise Forscher zu sein, aber auch nicht unbedingt objektiv, wie man sich einen Forscher sonst vorstellt, also jemanden, der in das Feld hineintritt, Informationen nimmt und dann wieder das Feld verlässt, sondern als jemanden, der die Möglichkeit hat, sozusagen in die Masse einzutauchen, auf eine gewisse Art und Weise sogar ein Teil dieser Masse zu sein. Genau auf diese Art und Weise bekommt man ja bestimmte Informationen auch und dann wieder aus dieser herauszutreten sozusagen. Aber nicht vollkommen abkoppeln, so wie man das oft macht. (I9: 8)

Hier wird auf die Forscher:innenrolle und die Subjektivität bei der Wissensproduktion eingegangen und es wird die Frage nach der Verantwortung der forschenden Person gestellt. Weiter wird das Zusammenspiel zwischen Forscher:innen und der Zielgruppe sowie die eingenommene Perspektive beschrieben. Eine der befragten Personen erklärt:

Also das Menschen aus der Zielgruppe, mit der oder in der geforscht werden soll, selber Forschungsaufgaben übernehmen und damit natürlich auch eine große Transferleistung machen, die man, wenn man ansonsten in der Forschung nur eine Außenperspektive wahrnehmen kann auf eine Gruppe über ein Objekt der Betrachtung ist, ist bei denen bei der kollaborativen Forschung halt eben eher die ja die Innenperspektive auch mit gewahrt, bekommt ihren Raum und wirkt am Wissensgewinn mit. (I4: 12)

In dem Zitat wird das emische Wissen oder die Innenperspektive hervorgehoben, welche durch den Einbezug der Menschen im Feld in die Forschung entsteht. Die Abgrenzung der teilweise auch synonym verwendeten Begriffe kollaborativ und partizipativ definiert eine der interviewten Personen wie folgt:

Kollaborativ und partizipativ ist für mich vor allem, ne, partizipativ das, was eher so im Kontext sozialer Arbeit gebraucht wird, also was ich benutze, ich guck schon, je nachdem mit wem ich rede, weil man ja auch immer drauf gucken muss, okay, welche Konzepte sind da gerade nachvollziehbarer für den anderen verstehbar? Benutze ich schon, wenn ich hier im Stadtteil unterwegs bin, sage ich eher partizipativ, weil das eher diese Konnotation hat von auch Teilhabe, Einbezug, zusammen was im Kontakt mit anderen entwickeln. Und kollaborativ ist für mich tatsächlich eher ein Begriff, der aus der Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie kommt, der nochmal einen anderen Hintergrund hat auch mit einer selbstreflexiven Herangehensweise, hinterfragen schon von kolonialen Machtbeziehungen, die ja die in der vor allem in der frühen Forschung eine Rolle gespielt hat. Ja und noch mal Kollaboration hängt für mich auch viel mehr mit Forschung, glaube ich, zusammen der Begriff. (I2: 10)

Dieses Zitat zeigt darüber hinaus auch, dass die zielgruppenspezifische adäquate Ansprache eine Gelingensbedingung von kollaborativer Forschung darstellt. Des Weiteren werden die Haltung und der Anspruch des Forschens auf Augenhöhe thematisiert, wie in folgendem Zitat sichtbar wird:

Na ja, es geht darum, dass wir mit Menschen quasi annähernd auf der Augenhöhe reden und sie über Bedarfe, über ihre, ihre Wünsche und Bedarfe fragen. [...] Was fehlt an Angeboten? Was

sind Ihre Wünsche? Sind Sie zufrieden oder nicht? Und das heißt für mich auf der Augenhöhe, also partizipativ. (I11: 9)

Neben dem Versuch den Menschen, im Forschungsprozess auf Augenhöhe zu begegnen, ermöglicht dies auch erst Partizipation im Forschungsprozess. Dies wird im folgenden Zitat nochmal aufgegriffen:

Ich verstehe darunter, dass kollaborative Forschung meint, dass eine Hochschule in diesem Fall mit Zielgruppen-Vertreterinnen zusammenarbeitet, gemeinsam durch diese Zusammenarbeit versucht ein gemeinsames Verständnis der Strukturen, [...] gemeinschaftlich entwickelt. Das bedeutet für mich vor allem, dass eben man nicht mit einem gesetzten Ansatz aus der Hochschule, also aus der Wissenschaft kommt und versucht, den sozusagen vor Ort zu implementieren, sondern dass man bereit ist, an der Stelle an die Sichtweisen ja der Bewohnerschaft aufzunehmen und gegebenenfalls auch schon eigene Ideen erstmal über Bord zu werfen oder ein Stück weit zu verändern. Es ist also dieser Begriff des ko-produzierten oder gemeinsam produzierten Wissens. Der steht glaube ich so im Fokus dabei. (I8: 9)

Die gemeinsame Entwicklung eines passenden Ansatzes und der richtigen Methode aufgrund der bestehenden Strukturen vor Ort wird als Grundlage für die Ko-Produktion von Wissen verstanden. Eine der Befragten bezieht sich bei der Definition konkret auf die im Projekt gemachten Erfahrungen und resümiert sehr positiv:

Aus meiner Sicht sehr strukturiert, absolut auf Augenhöhe. Und immer wieder die Rückkopplung nicht nur. Also es wird ja wirklich gemeinsam geforscht. Es ist wirklich kollaborative Forschung, es ist nicht einfach nur Partizipation der Zielgruppe, sondern tatsächlich kollaborative Forschung. (I1: 6)

In diesem Zitat wird betont, dass es sich bei der durchgeführten Forschung um „wirkliche Partizipation“ handelt, die sich von einer lediglichen Teilnahme der Zielgruppe unterscheidet und somit unter eine „tatsächlich kollaborative Forschung“ fällt (ebd.). Eine der befragten Personen schließt sich diesem Verständnis von kollaborativer Forschung an und beschreibt den Ablauf der Forschung wie folgt:

Ja, natürlich nicht der einfache Einbezug der Zielgruppe in um Ergebnisse zu generieren, sondern natürlich auch schon der Einbezug in das Forschen selbst, also in den in den Forschungsprozess selbst. [...] in der Sprache, eventuell des Herkunftslandes, aber natürlich vielleicht auch mal in einfacher Sprache, also eben nicht in der Sprache der Forschenden, sondern in allgemein verständlicher Sprache. [...] Also wirklich von vorne bis zum Ende die komplette Forschung in die komplette Forschung einzubeziehen auf Augenhöhe. (I1: 8)

Darüber hinaus werden weitere Aspekte wie die Adressierung in der Sprache des Herkunftslandes sowie in einfacher Sprache hervorgehoben. Neben dem Einbezug der Zielgruppe von Anfang an wird auch die Rückkopplung während des Forschungsprozesses sowie die gemeinsame Konzipierung von Angeboten auf Grundlage der Ergebnisse thematisiert.

7.1.2 Potenziale kollaborativer Forschung

Ein großes Potenzial kollaborativer Forschung sehen viele der befragten Personen in der Zusammenarbeit mit Menschen, dem Kennenlernen von Menschen und den Ressourcen, die diese mitbringen. Das Zusammenkommen der verschiedenen Personen wird von allen Beteiligten als Bereicherung wahrgenommen. Die Bewohner:innen des Stadtteils stehen in dem Forschungsprozess also ganz klar im Zentrum. Viele der befragten Personen heben das gemeinsame Forschen hervor sowie den Zugang zu dem spezifischen Wissen marginalisierter Gruppen in der Gesellschaft aus dem neue Erkenntnisse generiert werden können (I5: 13). In Abgrenzung zu anderen Forschungsmethoden beschreibt eine der interviewten Personen:

Aber richtig, also richtig, einen Austausch oder Erkenntnisse darüber, was die Menschen wirklich denken, bekommt man ja nicht. Und deswegen denke ich, dass das kollaborative Forschen ja unglaubliche Potenziale entstehen, wirklich in die Lebenswelten hineinzublicken und auch das also so spüren zu können, dass es nicht nur darum geht, das zu verstehen, sondern auch so mitfühlen zu können, wie die sich wirklich fühlen. Ähm, weil man ja einen ganz anderen Austausch kommt. (I5: 13)

Hier wird die emotionale Eingebundenheit der forschenden Person als Chance begriffen, in einen Austausch zu treten. Eine weitere Person bezieht Stellung zur kollaborativen Forschungsmethode:

Also ich würde nicht grundsätzlich behaupten, dass man bessere Antworten bekommt, die Frage wäre natürlich auch, was ist besser? Das müsste man jetzt erst mal definieren. Aber ich würde schon sagen, dass man vielleicht intensivere Antworten bekommt, die vielleicht mehr Tiefe mitbringen und ich glaube, dass ich für alle meine Kommilitonen auch sprechen würde, wenn ich dürfte, indem ich sage, dass man vor allem auch Antworten erhalten hat, mit dem man nicht unbedingt gerechnet hat. (I9: 10)

Weiter resümiert diese Person, besondere Einblicke erhalten zu haben, welche die Forschung sehr interessant und spannend gemacht haben (ebd.) und hebt den Überraschungseffekt hervor, der aufgrund der offenen Herangehensweise ins Feld eintreten kann. Eine weitere befragte Person, welche in dem Projekt mitgearbeitet hat, stimmt der vorherigen Aussage zu: „Das der Prozess total spannend war, kann ich bestätigen“ (I7: 13). Außerdem wird der Zugang zu situiertem und marginalisiertem Wissen betont, sowie die Bedeutung, diesen Erkenntnissen Raum zu geben (I3: 12). Darüber hinaus wird es auch als eine Lernchance insbesondere für die Studierenden angesehen, mit unterschiedlichen Communities in Kontakt zu kommen, Fremdheitsgefühle abzulegen und sich mit gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen auseinanderzusetzen (ebd.). Gleichzeitig ergibt sich für die Stadtteilmforscher:innen über die Mitarbeit im Projekt das Potenzial der Professionalisierung und Selbstermächtigung (ebd.).

Eine interviewte Person sieht den Vorteil der Methode darin, die Interessen der Bewohner:innen am besten zu erheben und dem entsprechend auch Angebote entwickeln zu können. Sie erzählt:

und ich habe die Erfahrung gemacht, nur mit den Menschen zusammen macht es Sinn, ein Angebot zu entwickeln. Also wenn sie da gar nicht interessiert sind und gar nicht mitgenommen werden, dann in der Regel funktionieren solche Angebote nicht. Also Menschen müssen selber Interesse zeigen. Es geht ja auch im Sinne der Partizipation, aber auch Selbstverwirklichung. Es geht um ja Engagement der Menschen für sich selbst, für die anderen. Und aus dieser Perspektive denke ich mal. Und es befähigt auch Menschen. Es befähigt Menschen, wenn sie sehen, was sie erreicht haben und das sehen sie. (I11: 11)

Die Aussage verdeutlicht, dass es bei der Umsetzung der kollaborativen Methode um den Einbezug der Menschen vor Ort mit ihren Interessen sowie dem Ziel von Selbstermächtigung und Empowerment geht.

Darüber hinaus werden auch der Nexus Armut und Gesundheit sowie soziale Ungleichheit im Gesundheitssystem thematisiert und die kollaborative Methode als Chance gesehen, etwas zu verändern, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

finde ich trotzdem das kollaboratives Forschen unglaublich wichtig ist, um einfach diesen Transfer herstellen zu können von Meinungen, Ansichten, Erfahrungen marginalisierter Gruppen. Die einfach für die gesamte Forschung und für die Wissenschaft einfach super relevant sein können, weil man nur finde ich, wenn man den Leuten irgendwie mehr Raum gibt, die wirklich relevant sind auch für Gesundheit, weil die einfach von gesundheitlicher Ungleichheit in höherem Maße betroffen sind. [...] und irgendwie mehr kollaborativ geforscht werden sollte, um da wirklich irgendwie Erkenntnisse zu gewinnen und Maßnahmen ableiten zu können. (I5: 35)

Auch aus institutioneller Perspektive wird dieser Aspekt hervorgehoben:

Ja, eine ganz große große Chance an dieser Stelle ist eben, dass durch dieses gemeinsam produzierte Wissen natürlich hinterher Angebote und Strukturen auf diese Bedarfe und Bedürfnisse ausgerichtet werden können. Also ernsthaft bedarfsorientierte Angebote entstehen, die durch die Bewohnerschaft auch in Anspruch genommen werden, [...] Große Chance ist natürlich, dass die Bewohner vor Ort empowered werden. Also ja die Chance haben, wirklich die Strukturen vor Ort selber zu gestalten und nach ihren Bedarfen und Bedürfnissen zu gestalten. Und auch das wieder natürliche der Nachhaltigkeit zuträglich ist. Das ist ja immer die Sorge, sozusagen auch in diesen Projekten, dass wenn Angebote dann auslaufen, dass das Ganze dann das der ganze Effekt verpufft. (I8: 11)

Neben dem Einbezug der Zielgruppe und daraus resultierender bedarfsorientierter Angebote, die als nachhaltiger bezeichnet werden, wird auch der stattfindende Prozess des Empowerments und der Selbstermächtigung hervorgehoben. Dies wird auch in folgendem Zitat als Potenzial der kollaborativen Forschung beschrieben:

Ich glaube, die ist ungemein aktivierend. Also dass die Menschen, die jetzt in der inneren Hustaadt wohnen, selber aktiv werden, sich trauen ja, Bedürfnisse zu formulieren und auch Wege zu finden, sie umzusetzen. Das ist eine, eine ganz, ganz ein großes Potenzial, was diese

Methodik hat. [...] Es werden Sprachhürden für die Forschung abgebaut, weil halt eben muttersprachliche Menschen sich engagieren und auch Datentransfer herstellen können. (I4: 14)

Die befragte Person unterstreicht die Erfahrung der Selbstwirksamkeit sowie den Abbau von Sprachbarrieren im Forschungsprozess.

7.1.3 Herausforderungen kollaborativer Forschung

Im Folgenden wird versucht, die in den Interviews genannten Herausforderungen zu nennen, welche als Herausforderungen kollaborativer Forschung verstanden werden können. Projektspezifische Schwierigkeiten werden daran anschließend im Kapitel 7.2.2 aufgeführt. Diese Trennung ist jedoch nicht eindeutig, sodass einige Punkte unter beiden Rubriken genannt werden. So können Schwierigkeiten bei der klaren Rollenverteilung, Delegation von Aufgaben sowie der Umgang mit Zeitdruck und Stress als projektspezifische Herausforderungen gedeutet werden und gleichzeitig finden sich diese Aspekte vermutlich in einer Vielzahl von Projekten wieder, die mit der kollaborativen Methode arbeiten. Als weitere Herausforderung wurde die Erreichung der Zielgruppe genannt, die in diesem Falle ja alle Bewohner:innen des Stadtteils umfasste. So konnte die männliche Bevölkerung jedoch nur schwer erreicht werden (I1: 12). Darüber hinaus wird neben dem Geschlecht auch von weiteren Ausschlussmechanismen wie beispielsweise aufgrund von religiöser Zugehörigkeit, sexueller Orientierung, Herkunft, Identität und Alter berichtet (I3: 14). Diese Ausschlussmechanismen wirken zum einen in der Arbeit mit den Akteur:innen des Stadtteils und benötigen eine ständige Reflexion seitens des Projektteams, wie folgendes Zitat zeigt:

Also damit ich zum Beispiel eine Idee davon bekomme, von wer zeigt hier Interesse aus welcher institutionellen, gesellschaftlichen oder strukturellen Position heraus, wer hat zeigt keins oder kommt nicht an mich ran oder traut sich nicht an mich ran oder will an wen komme ich nicht ran, andersrum. Das heißt, um so ein bisschen eine Einschätzung zu kriegen und das kritisch reflektieren zu können, mit wem findet die Kollaboration statt, muss ich das zumindest wie so eine Analyseebenen auch immer mitlaufen lassen glaube ich. (I3: 10)

Zum anderen reproduzieren sich diese Ausschlussmechanismen aber auch in der Gruppe der aktiven Stadtteelforscher:innen, womit sich die wissenschaftliche Begleitung beschäftigt:

Aber innerhalb der Stadtteelforscher:innen und welche *Communities* sind wie beteiligt und welche sind auch noch nicht adressiert. Und das sind ja auch nicht wenige, die jetzt gar nicht teilnehmen. So, und es entsteht so eine In-Group von Stadtteelforscher:innen und wie verhält sich das dann zum Rest auch der eigenen jeweiligen *Community* und und und. (I3: 14)

Diese Herausforderungen könnten als projektspezifisch betrachtet werden, es kann aber davon ausgegangen werden, dass es sich um eine allgemeine Problematik handelt und Ausschlussmechanismen in den *Communities* sowie bei der Auswahl der *Community* Researcher selbst, in

kollaborativen Forschungsprojekten immer eine Rolle spielen dürften. Weiterhin wurde von Schwierigkeiten bei der Erstellung des Interviewleitfadens berichtet und von der Herausforderung, diesen in eine einfache und verständliche Sprache zu übersetzen, (I10: 19). Die Umstellung auf digitale Kommunikation aufgrund der Pandemie wird als weitere Herausforderung wahrgenommen, wie folgendes Zitat zeigt: „Wir haben ein bisschen Erfahrung gesammelt und online ist anders, nicht so wie Präsenz. So *face-to-face* das ist doch alles anders“ (I10: 23). Hierbei handelt es sich zwar nicht um eine Herausforderung der kollaborativen Methode per se, sondern um situationsbedingte Veränderungen z. B. aufgrund einer globalen Pandemie, auf die im Forschungsprozess reagiert werden muss. Die Auswirkungen führten zu fehlender oder unzureichender Partizipation aufgrund von technischen Problemen oder mangelnden Kenntnissen im Umgang mit der Software, wie hier zusammengefasst wird:

Ähm, problematisch ist es auf jeden Fall, überhaupt die Partizipation herzustellen. Und ja, also das ist einfach mit der Teilhabe und Teilnahme, dass es schwierig ist, das. Also eine Teilhabe ja also diese, dass sie einfach mitbestimmen dürfen. Das ist ja erst das ist nur gegeben sein kann, wenn die wirklich das Gefühl haben, die können auch auf Augenhöhe mitarbeiten und das also das fand ich bei uns ein bisschen schwierig, weil ich fand, dass die *Community*-Forscher:innen ganz oft eigentlich nur teilgenommen haben und eine Teilhaben schwierig war, weil einfach bestimmte Barrieren da waren, die ja, man nicht wirklich ausblenden oder ausgleichen konnte, vor allem so im Hinblick auf die digitale Kompetenz, weil das ja auch alles digital stattgefunden hat, fand ich, dass das teilweise in den gemeinsamen Meetings schwierig war kollaborativ zu forschen, weil die Teilhabe nicht richtig möglich war, weil wir immer wieder als Expert:innen fungiert haben und immer wieder erklären mussten, wie die zum Beispiel auf dem Whiteboard schreiben können. Und das sind ja dann schon einfach nur Grundlagen, die eine Teilhabe erschweren. Genau. (I5: 13)

Wie in dem Zitat beschrieben, kommt es aufgrund der unterschiedlichen Fähigkeiten und damit erschwerten Zugängen zu Meetings und aktiver Teilhabe zu einem Ungleichgewicht. Es wird auch allgemein von Unsicherheiten in den online Meetings aufgrund von Sprache, aber auch fehlendem Erfahrungswissen, was ein Leben in Deutschland betrifft, erzählt (I6: 16). Die Heterogenität der Tandems wird auch im Hinblick auf Asymmetrien und Machtgefälle thematisiert, wie eine der befragten Personen beschreibt: „Umgang mit Macht, Umgang mit *Whiteness* da drin, Umgang mit so was wie Othering, wie Fremdheitsgefühlen, wie Verunsicherung auch“ (I3: 14). Diese Themen zu bearbeiten, benötigt Zeit. Zeit, die beispielsweise als Hochschullehrende in den geplanten Curricula nicht vorhanden ist (I3: 14). Die Ressource Zeit wird von den meisten Befragten als eine der größten Herausforderungen dargestellt, da es sich bei der Anwendung der kollaborativen Methode um einen „sehr langwierigen Prozess“ (I7: 11) handelt. Eine mitarbeitende Person im Projekt führt dazu aus:

Das ist ganz wichtig in der kollaborativen Forschung nicht, nicht nur dieses Verständnis auf Augenhöhe vorstellen, sondern ganz banale humane Ressourcen wie Wie geht man mit Zeit

Ressourcen um? Wie geht man mit nach Plan arbeiten um? Ich meine das sowohl im positiven als auch im negativen Sinne, weil nach Plan arbeiten wollen, passt manchmal auch nicht zu der Realität. (I7: 9)

Diese Ausführungen beziehen sich sowohl auf das Projektteam sowie die Zusammenarbeit mit den Stadtteolforscher:innen und weiteren Akteur:innen im Stadtteil und thematisieren gleichzeitig die akademischen Rahmenbedingungen und neoliberalen Strukturen von Institutionen. Der Aspekt Zeit und der Umgang mit Zeitressourcen wird im folgenden Zitat nochmal betont:

Weil natürlich diejenigen, mit denen ich kollaboriere und die nicht in Wissenschaftskontext sind, für die sind andere Dinge relevant, für die sind andere Termine, die dazwischenkommen, und was auch immer. Also meine Zeitplanung ist unter Umständen ja für meine Kollaborationspartner:innen nicht besonders wichtig. (I3: 10)

So wird auch von einigen Personen berichtet, dass die Kommunikation und zeitliche Einhaltung von Terminen sich in den Tandems als Herausforderung dargestellt habe (I9: 12).

Insgesamt wird die Heterogenität aller Beteiligten im Projekt hervorgehoben. Für einige Akteur:innen und auch Mitarbeiter:innen im Projekt war die Methode der kollaborativen Forschung komplett neu. Es wird somit von der Herausforderung am Anfang des Projektes berichtet, ein gemeinsames Verständnis als Grundlage für die zukünftige Zusammenarbeit zu schaffen, wie dieses Zitat zeigt:

Ich hatte schon den Eindruck, dass es relativ voraussetzungsvoll ist, diesen gemeinsamen Prozess zu organisieren, dass es da zu ja. Ja, Unterschied zu Missverständnissen, zu unterschiedlichen Vorverständnissen, die erstmal vermittelt werden. (I4: 16)

Dieser Lernprozess wird erneut als zeitintensiv beschrieben und verlange eine gewisse Ambiguitätstoleranz. Eine der befragten Personen erklärt ihre Aufgabe in dem Prozess wie folgt:

Also für mich bedeutet Kollaboration eben mit all diesen unterschiedlichen Positionen irgendwie zu arbeiten und miteinander da auch da auch zurecht zu kommen. Und es bedeutet halt immer wieder einen Perspektivwechsel und verstehen was bringen die unterschiedlichen Leute denn da mit rein und was wollen sie überhaupt? Und was sind da die Motivationen auch? Und das irgendwie miteinander übereinzubringen. (I2: 6)

Die finanzielle Vergütung der Stadtteolforscher:innen wird von verschiedenen befragten Personen als weitere Herausforderung wahrgenommen. Sie ging besonders in der Anfangsphase mit großem bürokratischem Aufwand einher und führte zu Unverständnis sowie Mehraufwand für alle Beteiligten. Eine Person dazu:

Ich habe so mitgenommen, dass die finanzielle Vergütung immer wieder so ein Thema war, dass das natürlich ein unbedingtes Muss ist, also dass man die Arbeit der Stadtteolforscher:innen an dieser Stelle natürlich auch entsprechend entlohnt. Da war so glaube ich die Schwierigkeit, dass es dann wieder sehr bürokratisch war in der Antragstellung oder das, dass dieser Weg sehr lange gedauert hat, bis dann die Gelder ausbezahlt und bezahlt werden konnten. Und das macht

natürlich, glaube ich auch, Frust dann auf der Seite der Forschenden. Die vielleicht ja ein Stück weit, ja lange auf ihr Geld warten mussten und vielleicht auch dann an der Stelle nicht so das Verständnis haben für diese, für diese Prozesse. Aber eben genauso auf der anderen Seite die Frage also wie gut sind eigentlich ja und wo ist unser Abrechnungssystem, unsere Bürokratie eingestellt auf solche flexiblen, dynamischen Forschungsansätze. (I8: 13)

Hier werden die beiden Ebenen deutlich. Zum einen wird die Frustration auf Seiten der Stadtteilmforscher:innen vermutet, wenn sie auf ihren Lohn warten müssen, und zum anderen der bürokratische Mehraufwand für die Leitungen thematisiert, den sie aus ihrem wissenschaftlichen Alltag nicht kennen. Somit schließt sich die Frage nach strukturellen und systemischen Rahmenbedingungen für kollaborative Forschungsprojekte an. Obwohl die Finanzierung der Stadtteilmforscher:innen von vorneherein im Finanzplan berücksichtigt wurde, musste der genaue Stundenlohn und die Art der Abrechnung noch verhandelt werden (I1: 40). Diese interne Diskussion auf der institutionellen Ebene der Förderer:innen wird wie folgt beschrieben:

[...], meldet sich der Stadtteilmforschende oder der Multiplikator aus der Bevölkerung, nur um das Geld zu generieren. Bleibt er also weg, sobald es kein Geld mehr gibt. Ist. Ist es dann wie ein Nebenjob und ich suche mir einen anderen Nebenjob? Wenn ich, wenn ich das Geld nicht mehr bekomme oder dazu keine Lust mehr habe. [...] Und das Hauptargument aber zu sagen Es kann nicht sein, dass die Hauptamtlichen vergütet werden für die Arbeit im Projekt, aber die Ehrenamtlichen, um die es eigentlich geht, keine Vergütung erhalten. Da entsteht eine Absolute Disballance. Das kann nicht sein. Nun bin ich auf Augenhöhe, so dass immer das Argument [...]. Das war durchaus eine Herausforderung. Würde ich sagen, was Sie haben Ihre Finanzierung und kollaborative Forschung dieser, dass diese beiden Punkte genau. (I1: 40)

Die abschließende Einigung wurde in einem Multiplikator:innenkonzept festgeschrieben. Diese Konzipierung, bei der auch das LZG involviert war, wird in sich als ein kollaborativer Prozess beschrieben: „Das wird auch immer weiter ausgearbeitet, das ist nicht fix, aber da für uns auch tatsächlich ein Verständnis dafür zu haben und ein gemeinsames Verständnis zu erarbeiten, das, Ja, war wichtig und war gut“ (I1: 40).

Eine allgemeine Herausforderung wissenschaftlicher Forschung sind die in der Öffentlichkeit häufig vorzufindende Wissenschaftsskepsis oder gar Wissenschaftsfeindlichkeit und der Aspekt der Überforschung. Auf dieses Thema soll an anderer Stelle vertieft eingegangen werden (s. dazu Kapitel 7.3.1).

Immer wieder werden auch die sozialen Akteur:innen mit ihren vorgefestigten Strukturen und eventuellen Vorbehalten gegenüber einer neuen Forschung als Herausforderung skizziert, wie in folgendem Zitat erläutert wird:

Und ich glaube, da hängen einige Herausforderungen dran, auch wenn man sozusagen an die Akteure, die hier im Quartier sind und vielleicht auch vorgefertigte oder auch altbewährte Herangehensweisen und vielleicht auch Angebote haben, dann ist das etwas, was für mich erst mal

sehr viel Flexibilität und Dynamik und ja auch neues Denken und ja erfordert an der Stelle. (I8: 9)

Dabei ist die Andockung der Angebote und Maßnahmen an bestehende Strukturen schon im Projektantrag vorgesehen. Trotzdem war es eine Herausforderung, „tatsächlich die Akteur:innen ins Boot zu holen, dass sie überhaupt mitmachen wollen“ (I2: 23). Es wird von einem bestehenden Konkurrenzverhältnis zwischen den verschiedenen Akteur:innen im Stadtteil berichtet. Somit stellte sich der Einbezug der Akteur:innen sowie der Stadtteolforscher:innen als eine der Hauptaufgaben der Projektkoordination heraus (ebd.).

Insbesondere von Seiten des Steuerungsgremiums wird die Verstetigung sowie nachhaltige Verankerung des Projektes als eine Herausforderung gesehen, worauf jedoch aus Gründen begrenzter Kapazität dieser Arbeit nicht näher eingegangen wird.

Unter den genannten Herausforderungen findet sich auch das Angehen struktureller Probleme. An erster Stelle wird betont, dass das Präventionsprogramm der Krankenkassen einen Gesundheits- und Präventionsbegriff vorgibt, „in dessen Rahmen es noch wenig möglich ist Interventionen zu entwickeln, die tatsächlich auf strukturelle Ungleichheitsverhältnisse abzielen“ (I3: 14). In diesem Hinblick wird auch auf die Abhängigkeit von Drittmitteln hingewiesen und das damit verbundene Machtgefälle zwischen antragstellenden Personen und den restlichen Beteiligten im Projekt wird problematisiert (ebd.). Eine weitere befragte Person unterstreicht diesen Punkt und spricht sich für ein hohes Maß an Reflexion innerhalb des Projektes zu diesen Themen aus:

Ja, also ich glaub schon, dass es auch mal wichtig ist zu reflektieren, wer bestimmt was, gerade auch was Themen angeht bei der Forschung. Weil das natürlich schon, wir sind jetzt von Krankenkassen finanziertes Projekt und zum Beispiel die Krankenkassen haben diese Präventions, also Präventionsbereiche. Und der Leitfragen war ja auch daran am Anfang sehr orientiert, wurde dann auch umgestaltet. Aber trotzdem zeigt das ja finde ich auch immer die Strukturen oder die Vorgaben, die rein gegeben werden, die zwar, wo wir zwar offen waren sind, die zu ändern sind ja trotzdem Strukturen, die von oben erstmal rein gegeben werden. Und ich finde, das ist noch mal wichtig zu reflektieren, dass wir trotzdem immer erstmal mit diesen Machtstrukturen arbeiten, die schon da sind, die dann zwar vielleicht veränderbar sind, aber es sind ja trotzdem Strukturen, die erst mal von denen, die die Macht haben, quasi oder die Definitionsmacht auch haben, erstmal vorgegeben sind. Und da, da sehe ich schon noch so ein bisschen Raum, um das mehr zu reflektieren und vielleicht auch noch mal zu gucken, wie kann man das denn auch anders angehen. (I2: 61)

Zusammenfassend wird hier die Notwendigkeit der Reflexion von Machtgefällen, Hierarchien und vorgegebenen Strukturen thematisiert, in welche kollaborative Forschungen eingebettet sind.

7.1.4 Grenzen kollaborativer Forschung

Einige der genannten Herausforderungen können vermutlich auch als Grenzen kollaborativer Forschung betrachtet werden. So werden die bereits erwähnten bestehenden Macht- und Ungleichheitsverhältnisse auch als Grenze kollaborativer Forschung wahrgenommen, wie folgende Aussage zeigt:

Ich meine, klar stößt er an massive Grenzen. Ich meine, ich finde die Grundstrukturelle Grenze darin von der unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionierung, aus der heraus ich das mache. Also ich sage einerseits, ich möchte machtkritisch arbeiten, ich möchte gegen gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse arbeiten mit dieser Form der Forschung, sowohl was die Inhalte angeht als auch was die Methode angeht. Und gleichzeitig komme ich ja nicht umhin, dass ich das als Hochschulangehörige unter extrem privilegierten Bedingungen mache, mit Menschen, die unter extremen oder sehr graduellen Unterschieden, aber deprivilegierten Bedingungen leben. So das heißt, ich habe zwar einerseits, wenn ich so arbeite, habe ich zwar einerseits das Ziel und gleichzeitig habe ich aber den Widerspruch, [...] Aber diesen Unterschied in den Ressourcen, das finde ich auf jeden Fall etwas, was da ist, was nicht wegzureden ist und was aber irgendwie auch glaube ich schon auch nochmal irgendwie einen anderen Umgang bedarf, auch wenn ich da noch keine Lösung zu habe. Aber es braucht ja irgendwie also, weil ich merke ansonsten ist das ein Widerspruch, der, der eigentlich für mich nicht geht, den so aufrecht zu erhalten, [...]. (I3: 20)

Aus Sicht einer der befragten Personen werden auch gewisse Voraussetzungen genannt wie „Empathie auf beiden Seiten und ein Verständnis füreinander“ (I2: 35), um kollaborativ oder partizipativ arbeiten zu können. Diese Voraussetzungen seien jedoch auf individueller oder struktureller Ebene nicht immer erfüllt (ebd.). Außerdem wird die Wichtigkeit von Erfolgserlebnissen hervorgehoben, wie folgendes Zitat beschreibt:

Und man braucht auch tatsächlich so in der praktischen Arbeit auch immer mal Erfolgserlebnisse. Und so partizipative, kollaborative Prozesse, weil das auch viel mit Konflikt zu tun hat, weil natürlich, wenn erst mal, wenn Leute zusammenkommen, hast du erst mal Konflikte, wenn sie sich äußern, weil halt die Perspektiven unterschiedlich ist. Und das löst Irritationen aus und Gefühle, Emotionen und das ist anstrengend. Und da brauchst du zwischendurch halt immer mal Pausen, Sachen, die dir Energie geben. Du kannst das nicht immer mit diesen Auseinandersetzungsmodus quasi durchhalten, obwohl es ebenso wichtig ist. Und da muss man eben darauf aufpassen, dass man, dass man da auch mal so Sachen macht, die einfach nur schön sind. (I2: 35)

Des Weiteren wird von mindestens der Hälfte der Befragten auf begrenzte Zeit und Energieresourcen verwiesen und diese teilweise nicht nur als Herausforderung, sondern als Grenze wahrgenommen.

Eine weitere Grenze der kollaborativen Methode wird in quantitativen Forschungen gesehen, in denen es um eine Generierung von möglichst vielen standardisierten und generalisierbaren Ergebnissen gehe (I4: 24). Auch müsse die Forschungsmethode zum Ort oder Umfeld der

Forschung passen. In diesem Falle könnten Strukturen oder Dynamiken im Stadtteil die kollaborative Methode an ihre Grenzen bringen, vermutet eine der befragten Personen.

Ich glaube, es kann Grenzen geben in Bezug auf die Quartiere, in denen man es ausprobiert. Wenn halt eben beispielsweise ein Quartier, also die innere Hustadt erlebe ich eigentlich als ein sehr friedliches Quartier, in dem es sehr viel Austausch, sehr viel buntes Leben gibt. Da kann man das gut machen. Wenn allerdings ein Ortsteil von Konflikten geprägt ist, dann stelle ich mir das sehr schwer vor. Weil dann die Konflikte einfach auch die Forschungsarbeit blockieren können. (I4: 24)

Außerdem wird der Zugang ins Feld thematisiert. Eine Person vor Ort im Stadtteil oder eine etablierte Organisation schaffe häufig einen Vertrauensvorschuss und Zugang zu sogenannten *Gatekeepern* und Schlüsselpersonen im Stadtteil. Darüber hinaus sind Strukturen und Dynamiken bereits bekannt und die Akteur:innenlandschaft vertraut. Eine der interviewten Personen fragt sich: „wie viel Zeit braucht es, um wirklich das Vertrauen zu gewinnen und so gut dann auch zusammenarbeiten zu können“ (I8: 13) und würde das Fehlen einer mit dem Stadtteil und der *Community* vertrauten Person als eine Grenze für die Forschungsmethode bezeichnen.

7.2 Projekt QUERgesund

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse bezüglich des hier als Praxisbeispiel fungierenden Projektes QUERgesund vorgestellt. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den Besonderheiten des Projektes und den Herausforderungen, die während der Projektlaufzeit aufgetreten sind. Somit soll der Frage nachgegangen werden, wie kollaborative Forschung in der Praxis umgesetzt wird.

7.2.1 Besonderheiten des Projektes

Bei den Besonderheiten und Spezifika des Projektes QUERgesund wird von den befragten Personen die Heterogenität und das Vorhandensein verschiedener Disziplinen im Team hervorgehoben. Die angewandten Methoden und Praktiken sowie unterschiedlichen Ansätze und Sichtweisen werden als Bereicherung gesehen (I7: 21). Die enge Zusammenarbeit der Projektkoordination mit den Stadtteilmforscher:innen auch über die Forschung hinaus sowie die Haltung gegenüber den Bewohner:innen des Stadtteils wird in den zwei folgenden Zitaten sichtbar:

Für mich ist es nicht nur das Durchführen der Interviews, sondern geht halt ganz massiv darüber hinaus. Also das ist halt eine Beziehung ist zu den Stadtteilmforscher:innen zum Beispiel informelle Sachen, die die ablaufen. Für mich ist eben auch forschen, wenn die wenn wir da eine Reflexion in der Reflexion-Sitzung Themen besprochen haben, weil das bringen die ja auch wieder dann mit als Interviewer, wenn die dann Interviews durchführen mit rein. (I2: 7)

Die Bereitschaft für informellen Austausch, kurze Kommunikationswege über Messenger und regelmäßige Reflexionstreffen führten zu einer Beziehung, die auf gegenseitiger Wertschätzung basierte. Diese Haltung wird auch im folgenden Zitat sichtbar:

Wir wollen mit euch zusammenarbeiten und schauen Was sind eure Interessen, was, was könnt ihr für euren Stadtteil machen? Genau das wäre anders nicht möglich das wäre andersherum nicht möglich und da freue ich mich, dass ich gerade in diesem Projekt auch mitmachen dürfte oder darf immer noch. Genau, weil es ist ein ganz anderer Perspektive. Nicht von oben nach unten, sondern tatsächlich ja aus dem Kern heraus. Eigentlich da, wo der Ansatzpunkt sein sollte. Aus ganz anderer Perspektive aus der Perspektive der Bewohnerschaft. (I11: 9)

Diese Perspektive gehört gewiss zum Verständnis kollaborativer Forschung, jedoch dürfte die Umsetzung in der Praxis variieren. Auch die Zusammenarbeit von Studierenden und Stadtteilerforscher:innen verankert im Konzept wird als Besonderheit herausgestellt:

Aufgrund der strukturellen Rahmenbedingungen und ich finde sie schon auch spezifisch dadurch, dass es eben anders als sonst in kollaborative Forschung, wo ich das kenne, wo nur Forschende in Kollaboration gehen wir eben tatsächlich immer die Studi Ebene mit da drin haben. (I3: 8)

Zusammenfassend verfolgt das Projekt QUERgesund einen ganzheitlichen kollaborativen Ansatz, wie von allen beteiligten Personen beschrieben, was auch in der Alltagspraxis der befragten Akteur:innen deutlich wird.

7.2.2 Herausforderungen während der Projektlaufzeit

Während der Projektlaufzeit kam es zu unterschiedlichen Herausforderungen, die von den befragten Personen benannt wurden. Neben den mangelnden zeitlichen Ressourcen verschiedener Akteur:innen des Projektes wird der allgemeine Zeitdruck betont. Eine der interviewten Personen erklärt:

wir arbeiten ganz gut Hand in die Hand zusammen nur das Projekt ist an sich ist sehr umfangreich. Ja, es geht ja auch nicht nur um Verhaltensprävention sondern auch um Verhältnisprävention. Wir müssen alle Aspekte im Blick behalten. Das ist nicht so einfach und ich denke, das war der erste Schritt in die richtige Richtung und wenn er unser Projekt nach dreieinhalb Jahren jetzt beendet wird, es entwickeln sich neue Ideen und darauf kann aufgebaut werden, denke ich mal. Ja. (I11: 25)

Aus diesem Grund musste der Zeitplan immer wieder flexibel angepasst werden, da die im Projektantrag vorgesehenen Phasen teilweise mehr Zeit in Anspruch nahmen, wie z. B. die Kontaktaufnahme zu den lokalen Akteur:innen im Stadtteil. Die bereits genannten Machtstrukturen im Stadtteil sowie die diverse Akteur:innenlandschaft geprägt von Konkurrenzdynamiken wird als weitere Herausforderung beschrieben. So stellte sich auch die Namensfindung als

herausfordernden Prozess heraus, was mit einem Namenswechsel aufgrund von einem verärgerten Akteur vor Ort endete.

und das auch noch im Ortsteil schwierig sein kann und geworden ist, ist, dass man natürlich in Konkurrenz steht zu anderen Akteuren im Ortsteil. Also die Namensgebung QUERgesund, die ja eigentlich HUGesund sein sollte, wo es tatsächlich eine Streitigkeit um die Rechte an dieser Bezeichnung gegeben hat. Das war ja nun mit einem lokalen Akteur, also das ist natürlich auch eine Sache, die man nicht vergessen darf. (I4: 30)

Als größte Herausforderung wird von fast allen Befragten die Pandemie genannt, jedoch aufgrund unterschiedlicher Aspekte. Die Stadtteilmforscher:innen erzählen von der Schwierigkeit der fortlaufenden digitalen Kommunikation. Ein weiterer Aspekt war das Erreichen der Zielgruppe während der Pandemie und dem Lockdown.

Naja gut die besondere Herausforderung war jetzt der Umgang und das Einstellen auf die Coronapandemie, würde ich sagen, das ist ja hat ja doch den Projektplan ordentlich durcheinander gewürfelt und hat vor allen Dingen auch dazu geführt, dass diese aufgebauten Strukturen zumindest am Anfang in Frage gestellt nicht in Frage gestellt wurden. Aber dass du, so wie ich es wahrgenommen habe, dass dieser Zugang zur Bevölkerung, zu Bewohnerschaft wirklich auf der Kippe stand [...]. Und ich glaube so verstanden zu haben, dass an dieser Stelle die Stadtteilmforscher aber auch sehr wertvoll waren, um eben über sehr niederschwellige Wege WhatsApp-Gruppen dann den Kontakt auch wieder aufzubauen und nochmal dann für diese neuen Angebote ja zu informieren, die Leute dann ganz wohl sagen Komm, hier ist ein Angebot, da sprechen wir über Corona und was ihr jetzt machen könnt und über Home-schooling. [...] Und ja, aber eine große Herausforderung an dieser Stelle war das, weil natürlich Angebote abgesagt werden mussten, gar nicht stattfinden konnten, in anderer Form stattfinden mussten. Ja und. Aber ich glaube auch das wurde. Also wurde ja erst mal gut umgesetzt so. (I8: 33)

Der herausfordernde Umgang mit der Pandemie sowie die zentrale Stellung der Stadtteilmforscher:innen wurde von fast allen Mitgliedern des Steuerungsgremiums genannt, wie auch in folgendem Zitat deutlich wird:

Ja, natürlich, die Pandemie als erstes genannt, also das Erreichen der Zielgruppe, was ja auch teils sehr schwierig sich gestaltete. Wir sind jetzt bei Schwierigkeiten. Ich würde trotzdem die Stadtteilmforscherinnen, die ja zum Glück und vor der Pandemie noch ausgebildet werden konnten, nennen, weil die dann immer noch natürlich auch eine Wirkung hatten in die *Community* rein und zu dem Zeitpunkt der Pandemie auch das Quartiersbüro schon gut etabliert war und angenommen war und damit auch immer noch eine Möglichkeit war, eine Anlaufstelle zu haben. (I1: 12)

Im Steuerungsgremium von QUERgesund sitzen verschiedene Interessensvertretungen, die teilweise unterschiedliche Standpunkte vertreten und Herangehensweisen praktizieren. Dies führte zwar zu punktuellen Missverständnissen, jedoch überwiegt bei den meisten Beteiligten der Eindruck, der im folgenden Zitat beschrieben wird:

natürlich haben natürlich jene, die die Partner in den Steuerungskreis eigene Interessen, aber ich habe jetzt nicht gesehen, dass es da eine Verzweckung von einer Seite gegeben hat oder einer,

der dominante Partner die dominante Partnerin war, die dann das durchgedrückt hat, was den anderen nicht recht war. (I4: 26)

Trotzdem wird thematisiert, dass es zu Uneinigkeiten im Team kam, was die Arbeitsweise angeht. So herrscht bei einigen der befragten Akteur:innen folgendes Verständnis: „Also kollaborative Forschung heißt für mich für uns, nicht nur mit den Stadtteilmforschern kollaborativ zu forschen, sondern tatsächlich mit allen Akteuren im Gremium, also besonders in unserer Steuerungsgremium kollaborativ zu arbeiten“ (I11: 25), was jedoch nicht von allen geteilt wird. Weitere Herausforderungen sind unterschiedliche Herangehensweise und Perspektiven auf die Arbeit im Stadtteil. Dazu erläutert eine der befragten Personen:

Ich denke schon, weil das habe ich schon relativ früh in meiner Studienzeit gelernt. Die Theorie entspricht nicht immer der Praxis. In der Theorie sieht das alles so aus. In der Praxis ist es meistens anders und ist tatsächlich so, dass ich auch vieles tatsächlich aus der Praxis heraus, also learning by doing, gelernt habe. Das sind eigentlich Erfahrungen, die man sammelt im Laufe der Zeit, gerade aus sozialpädagogischer Sicht. Erfahrungen über die Vernetzung mit der Arbeit, mit Menschen, die ich da nicht eins zu eins jetzt auf die Theorie übertragen würde. Also ich, ich gehe aus einer ganz anderen Perspektive, aus der Praxis heraus in die Theorie. [...] Die erforscht da eher und geht dann aus ganz anderer Perspektive in die Arbeit. Ich glaube, das ist insofern gut, dass wir in diesem Projekt beides verbinden konnten aus unterschiedlichen Sichten, weil ansonsten glaube ich, wenn jetzt ja wenn jetzt zwei Sozialpädagogen da wären, dann wäre das Projekt vielleicht zu sozialpädagogisch, zu praxisbezogen, wenig theoretisch, andersrum genauso. (I11: 21)

Damit einhergehend wird auch der Unterschied zwischen einer praxisorientierten sozialarbeiterischen oder theoretischen forschungsorientierten Herangehensweise beschrieben, die von den unterschiedlichen Akteur:innen des Projektes jeweils favorisiert werden und maßgeblich zum Erfolg des Projektes beitragen.

Die befragten Stadtteilmforscher:innen beschreiben darüber hinaus die wissenschaftliche Sprache als große Herausforderung beispielsweise bei ihrer Teilnahme an einer internationalen Konferenz (I6: 20-24).

7.3 Hustadt

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Interviews bezüglich des Stadtteils, in dem das Projekt QUERGesund ansässig ist, vorgestellt. Dabei wird das Thema der Überforschung angesprochen sowie die Veränderungen der Hustadt im Laufe des Projektes. Zu Beginn wird ein persönlicher Rückblick auf die Geschichte des Stadtteils vorgestellt. Eine der befragten Personen ist selbst in der Hustadt aufgewachsen und gibt einen Einblick in die Geschichte der Hustadt aus der eigenen Perspektive:

Also, was man wirklich historisch schon mal beim Jahr 69 an, als die Hustadt so Stück für Stück bezogen wurde. Und die war ursprünglich geplant, zum Einen als Wohnsiedlung für die Opel Arbeiter, zum Anderen aber auch als Universitätsstadt. Das heißt, es gibt im davon. Ich weiß nicht, ob die neuen Hustädter das auch Professorenghetto nennen, aber die Althustädter, die da oben gewohnt haben. Ich bin also wirklich auf dem Backenberg großgeworden. Die die Bungalowsbauten drum herum, das war das Professorenghetto. Das hat sich halt eben im Laufe der Zeit stark verändert. Also Landesbedienstete sollten dort untergebracht werden, also für Landesbediensteten und kommunale Angestellte, das hat sich total zerschlagen. Was geblieben ist, sind die Urbevölkerung von 1969, ist überwiegend in den Einfamilienhäusern in den Bungalows drum rum wohnen geblieben und haben dann beispielsweise in den Kirchen auch ihre Punkte da, wo sie, wo sie auch in der inneren Hustadt zentral auftauchen. Das war also ein ganz, ganz wichtiger Ort. Oder sie haben halt eben auch in der Aktion "Bessere Hustadt", so hieß das damals, sich engagiert, also das, was von diesen Menschen getragen wird. Und es sind auch viele, die in den Hochhäusern gewohnt haben, sind weggezogen. Und da sind halt eben viele Menschen mit Migrationshintergrund zugezogen. Die gab es also vor 30 Jahren war das eigentlich noch nicht so bunt gemischt und ich habe den Eindruck gehabt, dass diese beiden Gruppierungen im Laufe der Zeit immer weiter auseinander gerutscht sind, was die gegenseitige Wahrnehmung angeht. (I4: 46)

Die Person beschreibt den Wandel des Stadtteils, der sich auf verschiedenen Ebenen vollzogen hat, und blickt auch neugierig auf die Zukunft der Hustadt und seine Bewohner:innen:

Die sind halt schon auch in den Siebzigern, die sterben irgendwann mal weg. Bin mal gespannt, was da im Professorenghetto nachkommt. Ja, das ist also wer da da hin zieht, ob das weiterhin Uni Beschäftigte sind oder ob sie sich anderswohin verlagern und dann vielleicht Menschen, die den sozialen Aufstieg innerhalb der Hustadt gemacht haben, an den Rand der Hustadt ziehen. Ich glaube, da gibt es ganz spannende Sachen zu beobachten, da in der Hustadt. (I4: 48)

7.3.1 Thema „Überforschung“

In den Interviews wird auch das Thema angesprochen, wie die Haltung der Menschen im Stadtteil gegenüber Wissenschaft und Forschung wahrgenommen wird. Es wird immer wieder der Begriff der Überforschung genannt sowie von einer gewissen Wissenschaftsskepsis oder gar Wissenschaftsfeindlichkeit gesprochen. Eine der befragten Personen sieht einen Zusammenhang zwischen der Einstellung der Menschen gegenüber der Wissenschaft und dem Bildungsstand, sozioökonomischen sowie gesundheitlichen Gegebenheiten (I10: 33). Insbesondere den Projektkoordinator:innen vor Ort im Stadtteil begegnet im Alltag immer wieder eine gewisse Skepsis gegenüber der Wissenschaft und der Hochschule. Als Lösung wird beschrieben, mit den Personen ein Gespräch zu suchen sowie die Arbeit und Ziele der Hochschule transparent zu machen (I11: 13). So wird aus der eigenen Praxiserfahrung berichtet:

Also was ich jetzt habe, sind erst mal einzelne Stimmen von einzelnen Leuten hier, wo ich weiß, da sind manche sind allgemein skeptisch, weil sie halt glaube ich auch wissenschaftliches Vorgehen nicht so ganz nachvollziehen können, wie das halt aufgebaut ist und warum. (I3: 29)

Dieses Verhalten wird folgendermaßen erklärt:

Aber hier und da merke ich einfach, dass die Angst erstmal von vor Überforschung da ist. Ich habe so zumindest das Gefühl, dass einige Akteure und Akteurinnen aus der Hustadt, die Hustädter:innen, schützen wollen. Ja, sie haben sich ja, glaube ich, so ein bisschen in die Rolle der Väter und Mütter, Kümmerer ähm übernommen und möchten natürlich den Überblick haben. Ja, und wenn es natürlich so ist wie in diesem Stadtteil, Hustadt sehr viele Akteuren zusammen auf engstem Raum zusammenarbeiten, dann müssen gewisse Prozesse ziemlich genau abgesprochen werden ja, das ist in anderen Stadtteilen ein bisschen anders. (I11: 13)

In den Gesprächen mit den Akteur:innen und Bewohner:innen des Stadtteil beschreibt eine der befragten Personen folgende Aussage als hilfreich: „Und wir konnten, glaube ich, ganz gut überzeugen, wenn wir gesagt haben, wir machen das im Sinne der Menschen im Stadtteil und nicht im Sinne der Forschung“ (I11:13). Diese Transparenz soll den gegenseitigen Nutzen von Wissenschaft und Praxis aufzeigen, erklärt diese Person (I11: 29). Ein weiterer Schritt sind die gemeinsame Kooperation und Planung von Forschungsvorhaben sowie anschließenden Interventionen. Auch in die Konzipierung und Auswahl der Methodik sollen alle Beteiligten mit einbezogen werden (ebd.).

Den Mitgliedern aus dem Steuerungsgremium ist diese Problematik ebenfalls bekannt. Eine der befragten Personen erzählt:

Ich habe es jetzt natürlich nicht mitgekriegt im Prozess in der Hustadt selber. Aber ich weiß das aus Wattenscheid wiederum, dass irgendwann mal die Menschen zurückgemeldet haben, jetzt lässt uns doch mal mit Forschung in Ruhe. Also da ist wieder das irgendwie das Gefühl aufgekommen, ich bin ja Objekt irgendeiner Forschung, die ich nicht in der Hand habe, wo ich auch gar nicht mehr blicke, was ist der Unterschied zwischen der ersten, zweiten und dritten Befragung, an der ich teilgenommen habe. (I4: 28)

Als Vorteil wird an dieser Stelle die Zusammenarbeit mit den Stadtteolforscher:innen genannt sowie die auf die konkreten Lebensbedingungen und Bedarfe der Bewohner:innen zugeschnitten Interventionen (ebd.). Das man nicht alle Bewohner:innen gleichermaßen erreiche oder überzeugen könne, sei in einem hochdiversen Stadtteil wie der Hustadt jedoch auch nicht verwunderlich (ebd.). Die wissenschaftliche Begleitung berichtet:

[...] was die Stadtteolforscher:innen immer mal wieder erzählen, dass andere da so ein bisschen von weiß ich nicht entweder das belächeln oder das anderen auch nicht so geheuer ist vielleicht schon. Was macht ihr hier eigentlich und was passiert mit unseren Daten und so also. Nichtsdestotrotz ist mein Eindruck, es ist immer noch der bessere Weg, als einfach nur mit dem Fragebogen in die Hustadt zu gehen von außen, da würde man, hätte man wahrscheinlich einfach kaum Rücklauf, oder Daten, mit dem man lange nicht so viel anfangen könnte. (I3: 22)

Eine weitere Person aus dem Steuerungsgremium beschreibt die Problematik: „Es kamen so Aspekte wie, es wird hier überforscht [...] wir müssen mehr ins Tun kommen. Das ist allerdings auch etwas, was ich in anderen Projekten auch immer mal wieder höre“ (I8: 27). Dies wurde

dann auch umgesetzt, weitere Befragungen wurden zeitweise zurückgestellt und weitere Schritte angepasst, erzählt die Person. Des Weiteren gibt sie zu bedenken:

Ich weiß nicht, aus welcher Ecke das kam und ob das wirklich die Bewohner waren, die das so formuliert haben, oder ob das nicht auch ein Stück weit die Konkurrenz der Akteure untereinander ist im Stadtteil. Ich glaub das spielt ja auch immer wieder eine Rolle. Das man sagt Okay, wer hat eigentlich das Sagen? Und wenn man eben neue Daten erhebt, dann ist das ja auch erst mal wieder ein Wissensvorsprung und so ne. Also oder man wird sozusagen als als erster Ansprechpartner gesehen. Also so, das können natürlich das, das war ja immer so ein unterschwelliger Konflikt. (I8: 27)

Die hier genannte Thematik der Konkurrenz unter den lokalen Setting Akteur:innen wurde bereits in den Kapiteln Herausforderungen im Projekt QUERgesund sowie der kollaborativen Forschung im Allgemeinen angeführt.

Zum Abschluss wird hervorgehoben, welchen Vorteil das Zusammenspiel von Stadtteillabor und QUERgesund mit sich bringt:

Ja, ich glaube, dass das Stadtteillabor nur funktioniert, durch QUERgesund, also das wir nicht auch keinen Stadtteillabor im Sinne von hier wollen wir mal kollaborativ forschen machen könnten, wenn es nicht etwas gäbe wie QUERgesund was unmittelbar zur Interventionen führen würde, weil ansonsten würde sich gar nicht vermitteln, wofür die Forschung eigentlich gut sein soll. Eine Forschung um der Forschung willen, das kann man vielleicht 1-2 Mal machen, weil das Menschen dann vielleicht mal ganz spannend finden oder so. Aber ich glaube, die Legitimation und der Sinn und die Sinnhaftigkeit der Forschung vermittelt sich immer wieder nur dadurch, dass es dann durch QUERgesund in konkrete Interventionen umgesetzt wird. (I3: 32)

Auf diese Weise würden Maßnahmen aus den Bedarfen heraus geschaffen und ganz anders im Stadtteil implementiert (ebd.). Die wissenschaftliche Begleitung kennt die Vorbehalte und Skepsis gegenüber Wissenschaft und Forschung, erlebt aber häufig eine positive Rückmeldung, wenn es konkret um kollaborative Methoden geht, wie folgendes Zitat zeigt:

Das es erst mal große Vorbehalte gegen Wissenschaft gibt und dass dann, wenn sich so ein bisschen mehr und manchmal dauert, das auch ein bisschen länger vermittelt hat, was im kollaborativen Forschen anders ist. So und inwieweit eben über die Kollaboration quasi auf den Seiten oder als ein Nebengleis andere Handlungsziele der sozialen Arbeit mit adressiert werden können. Das dann eigentlich meistens sich auch so Vorbehalte irgendwie zurückbauen oder abbauen lassen. (I3: 22)

7.3.2 Hustadt – Veränderungen im Laufe des Projektes

Die befragten Akteur:innen berichten von zahlreichen Veränderungen in der Hustadt durch das Projekt QUERgesund. Es wurden viele neue Angebote geschaffen, neue Angebotsformate ausprobiert (wie beispielsweise digitale Kurse) und neue Bevölkerungsgruppen erreicht (z. B. junge Mädchen). Darüber hinaus wurde das Netzwerk QUERgesund mit den Akteur:innen des

Stadtteils aufgebaut und Angebotsstrukturen in Kooperation mit bestehenden lokalen Akteur:innen etabliert. Dies wird als ein großer Gewinn gesehen, wie folgendes Zitat zeigt:

Und ich ich denke, die IFAK kann insofern profitieren, weil wir ja auch ein gutes Netzwerk geschaffen haben, ein Netzwerk QUERgesund. Dass wir auch aufzeigen konnten, dass mit unserem Projekt vieles möglich ist. Auch unter anderem das, was viele sich auch seit Jahren nicht getraut haben. (I11: 35)

Das Thema Gesundheit hat in der Bevölkerung an Relevanz gewonnen und auch die IFAK e.V., als zentraler Anlaufpunkt im Stadtteil, hat sich „die Themen Prävention und Gesundheitsförderung mehr auf die Fahne geschrieben“ (I8: 35), erzählt eine Person. Die Gesundheitsperspektive wird mehr in den Blick genommen und in die vorhandenen guten Engagement Strukturen aufgenommen (I4: 42), ergänzt eine weitere befragte Person.

Die ressourcenorientierte Herangehensweise des Projektes wird in folgendem Zitat sichtbar:

Ja, wir konnten schon mit unserem Projekt auch zeigen, dass die Menschen im Stadtteil sehr viele Ressourcen mitbringen, sehr aktiv sein können, wenn es um eigene Gesundheit geht. Das, was eigentlich häufig unterschätzt wird. (I11: 35)

Die Präsenz der Studierenden vor Ort durch den Unterricht im Stadtteillabor im Herzen der Hustadt fördert den Kontakt und die Sichtbarkeit der Hochschule in der Hustadt, berichtet eine der befragten Personen (I9: 34). Diese Annahme wird von den befragten Personen vor Ort bestätigt:

Also ich habe schon gehört auch von einer Akteurin, die gesagt hat, dass es eigentlich auch die Perspektive auf die hs Gesundheit verbessert hat, weil QUERgesund da wirklich jetzt was, also von den Angeboten, dass die richtig gut waren und eben was geschafft haben und dass das ist eine Anwendung von Forschung war, die sinnvoll war. (I2: 53)

Eine Person beschreibt, dass das Projekt QUERgesund zwei übergeordnete Ziele habe: den Strukturaufbau unter dem Blickpunkt der Gesundheitsförderung und die Generierung und nachhaltige Verankerung neuer Maßnahmen zur Förderung der Gesundheit (I1: 36). Das Ergebnis des Projektes zum jetzigen Stand wird wie folgt beschrieben:

Was natürlich jetzt erreicht, ist ein sehr umfassendes Bild zu haben von dem, was wie kommen wir an die *Community* ran und wie welche Maßnahmen tatsächlich werden gut angenommen, was wird noch gebraucht. (I1: 36)

Eine weitere Person schließt sich dem an und betont auch die strukturelle und institutionelle Ebene, die durch das Projekt positiv beeinflusst wurde, wie folgendes Zitat zeigt:

Und ja, ich denke auch die Kooperation mit dem Gesundheitsamt hat sich an dieser Stelle verbessert, vielleicht auch mit einzelnen anderen Akteuren, auch mit der politischen Ebene. Ich denke schon, dass das Thema Quartier Gesundheitsförderung, das an vielen Stellen mehr, dafür

mehr sensibilisiert wurde und dass sich da jetzt gut andocken lässt, um neue Projekte zu starten, aber auch ein Stück weit jetzt in diese Verstetigungsphase einzusteigen. (I8: 35)

Die befragten Stadtteolforscher:innen teilen in den Interviews ihre Perspektive und berichten von den vielfältigen Kursen, die vor allem unter den Frauen im Stadtteil beliebt sind. Über das Projekt zum interkulturellen Gärtnern berichtet eine der Stadtteolforscher:innen:

ich war auch dabei und habe an vielen teilgenommen. Auch Garten, Interkulturelles Gärtnern hat viel geändert. Viele Frauen waren da. Wir haben zusammen eingetopft, umgetopft, was ausgegraben, Kartoffeln ausgegraben, zusammen gekocht. (I10: 31)

Insgesamt haben sie den Eindruck, dass die Bewohner:innen des Stadtteils für verschiedene Themen rund um ihre Gesundheit sensibilisiert wurden. Ihre erste Anlaufstelle im Stadtteil bei jeglichen Informationen, Fragen zu Behörden etc., war QUERgesund (ebd.). Die Ansprache durch die Stadtteolforscher:innen und Mitarbeiter:innen in ihrer Muttersprache erhöhte das Vertrauen der Bewohner:innen und löste anfängliche Ängste und Zweifel auf (I6: 28/ I10: 31). Die befragte Stadtteolforscher:in erklärt: „Die Leute in Hustadt fühlen sich in ja in Sicherheit. Es hat etwas geändert in Hustadt merkt man das ja. Ja, positiv geändert meine ich“ (I10: 31).

Abschließend beschreibt auch die interviewte Person, welche selbst in der Hustadt aufgewachsen ist, einen deutlichen Wandel des Stadtteils in den letzten Jahren, wie folgendes Zitat zeigt:

Vor 10, 12 Jahren war sie tatsächlich nicht so einladend. Ich fand, ich finde die Stadt momentan als sehr einladenden Ort. Ich hab jetzt viele der guten Erinnerungen, die ich aus Kindertagen habe, da jetzt wieder prima verorten können, das ist mir zwischendurch mal nicht so leicht gefallen. So baah hier hast du gelebt, das war komisch. Nee, das war schön. Und genauso denke ich mir, dass man in der Hustadt jetzt echt super leben kann und dass das mit den vielfältigen Aktivitäten zu tun hat. Welchen Prozentsatz da jetzt QUERgesund einspeist, kann ich nicht quantifizieren, aber ich glaube, das ist dann ein wichtiges Element, doch dabei, weil es doch sehr rührig war. (I4: 42)

In diesem Zitat kommt zum Ausdruck, wie Veränderungen im Stadtteil eine positive Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie und/oder dem Wohnort ermöglichen.

7.4 Stadtteolforscher:innen

Die Stadtteolforscher:innen als Herzstück des Projektes QUERgesund und wesentlicher Aspekt der kollaborativen Forschung werden in folgendem Kapitel thematisiert. Die Aussagen aus den Interviews umfassen Aussagen der befragten Stadtteolforscher:innen, welche auf ihr Selbstbild und ihr Verständnis von Wissenschaft schließen lassen. Es wird auch die persönliche Motivation der Teilnahme angesprochen sowie Herausforderungen und Momente des Empowerments. In einem weiteren Unterkapitel wird dem Selbstbild der Stadtteolforscher:innen ein Fremdbild

gegenüber gestellt. Letzteres setzt sich aus den Aussagen der anderen am Projekt beteiligten Akteur:innen über die Stadtteelforscher:innen zusammen.

7.4.1 Selbstbild der Stadtteelforscher:innen

Die Stadtteelforscher:innen beschreiben die Arbeit von QUERgesund im Stadtteil als erfolgreich und blicken positiv auf ihre bisherige Arbeit zurück. Besonders betont eine der befragten Stadtteelforscher:innen den Austausch mit den Studierenden:

Hier finde ich es coole Sache, weil über meine Erfahrungen das passiert mit uns, dass wenn die Studenten zum Beispiel fragen, uns als Bewohnerin, als Bewohnerin in Hustadt, wir geben unsere, also unsere Erfahrung. Wir erzählen, was wir, was wir erleben. Zum Beispiel, wenn sie gestern oder vorgestern haben wir über Rassismus und Mobbing erzählt und sie haben uns so gefragt, Was ist Rassismus? Rassismus normalerweise, alle wissen, das ist so oder so. Aber ich habe über meine das, was mir hier zu Hause tut, weh. (I6: 14)

Neben ihrer Arbeit im Stadtteil wird auch der Austausch mit den Studierenden der Hochschule für Gesundheit als Bereicherung erlebt. Die Stadtteelforscher:innen beschreiben, dass diese neuen Kontakte dazu beitragen, ihre Sprachkenntnisse zu verbessern (I6: 17). Zum einen betonen die Stadtteelforscher:innen die Relevanz ihres situierten Wissens, wie folgende Ergänzung zum Ausdruck bringt:

Wissenschaftler denken nicht wie die Leute, die das fühlen. Das machen wir dann, wenn wir uns treffen. Vielleicht, die verstehen uns nicht auch. Das habe ich nicht im Buch gelesen. In unsere wissenschaftliche Buch, aber sie sie sie erzählt, was passiert, was wirklich passiert. (I6: 14)

Zum anderen wird eine Unsicherheit bezüglich wissenschaftlicher Aufgaben beschrieben:

weil es, es geht um Wissenschaft. Es geht es, es geht um eine Forschung. Man kann nicht sagen Ja, ich bin bereit, um einen Text zu übersetzen, weil ich weiß, dass eine Satz vielleicht macht andere Seite kaputt sozusagen. Ich habe, ich habe, ich habe das Mut aber nicht, ich bin nur noch nicht bereit. Äh, äh, äh, ich fühle mich, dass ich muss verantwortlich sein. Ne weil ich als Hilfe hier bin für die Wissenschaftler und ich kann nicht so, Ja, ich kann übersetzen, aber vielleicht etwas fehlt. (I6: 10)

Dieses Verständnis von Wissenschaft erfordert Mut und es wird immer wieder von neuen Herausforderungen erzählt, die die Stadtteelforscher:innen während des Projektes überwinden müssen. Gleichzeitig berichten sie auch von einem Gefühl der Selbstermächtigung und des Empowerments, wie in folgenden Zitaten deutlich wird:

Ja, das ist nicht einfach, wenn man an ein Interview teilgenommen oder wenn man online teilgenommen oder wenn man online kann man sich äußern oder eine Idee beibringen. Das ist nicht einfach. Man traut sich am Anfang nicht, was zu sagen, aber wenn man sich man muss sich einen Schub geben muss was sagen. Ich muss was sagen, nicht nur hören, hören, muss man auch teilnehmen und etwas äußern. Das war am Anfang schwer für mich, aber nachher der Interview

geht mir besser ich vertraue mir selber viel besser. Meine Persönlichkeit ist so richtig verstärkt. Ich kann an viele teilnehmen. Ich kann auch manchmal aktiv sein, wenn ich will und meine Meinung sagen. (I10: 29)

Diese Art, das habe ich gesagt, wird man stärker, wenn man viele Leute kennenlernen und die Zusammenarbeit kommen wir nahe an Menschen und verschiedene Sprache. Man lernt auch manchmal neue Sprache, wenn man diese zusammen Unterhaltung und wir verbessern unsere Sprachkenntnisse auch, sind selbstbewusster. Ja, ja. (I6: 17)

Zusammenfassend berichten die Stadtteilmforscher:innen von einem persönlichen Mehrwert durch die Mitarbeit in dem Projekt QUERgesund. Eine der befragten Personen resümiert: „Ja tolle Gruppe, die Zusammenarbeit. Sie hat uns gestärkt und weitergebracht, Selbstvertrauen gegeben“ (I10: 27). Auch der Aspekt, ein Arbeitsverhältnis eingehen zu können, wurde in einem Interview erwähnt und durch die persönliche Lebensgeschichte verdeutlicht:

für mich persönlich war richtig wie eine, ich übertreibe nicht, wenn ich sage vorher ich war krank. Ich war, ich hatte Arbeit in meine Heimatland 25 Jahre lang. Und plötzlich du hast nichts zu tun, nichts. Stell dir vor, was macht das für mich. Eigentlich, ich bin richtig krank geworden. Ich suchte ja überall Arbeit zu finden. Ich kann nicht mehr so zwischen diese vier Wände. Ich habe alles erklärt am Anfang fremdes Land, fremde Leute. So bist du das gewöhnt ist es schwierig. [...] War das für mich, übertreibe ich nicht, wenn ich sage Das hat mich gerettet eigentlich. Ich war jeden Tag, weine ich. [...] Es war sehr schwierig. Und dann kommt diese QUERgesund. Es gab mir eigentlich eins, ein Traum, dass ich etwas schaffen kann, hier in Deutschland. Ein sozusagen eine Anerkennung von meiner Familie, meiner Umgebung bekomme. Ich fühle mich, dass ich habe, wie mein Heimatland jetzt diese erste Jahre war sehr schwierig für mich danach, ich habe so gewöhnt, ja, ich arbeite, ich kenne die Leute, meine Sprache verbessert, manche viele Informationen gesammelt, nette Leute kennengelernt. So Arbeit ist es sehr schöne Sache. [...] äh durch QUERgesund, dass ich weiß es ist klein, aber es ist sehr wichtig für mich, um gesund zu bleiben. Glückliche zu erster Stelle. (I6: 33-37)

7.4.2 Fremdbild der Stadtteilmforscher:innen

Das Fremdbild der Stadtteilmforscher:innen, was sich aus den Aussagen der anderen beteiligten Akteur:innen zusammenstellt, ist sehr facettenreich. Die Projektkoordination zieht ein positives Resümee: „Aber ich denke im Großen und Ganzen haben unsere Stadtteilmforscherinnen gute Erfahrungen gemacht [...] Also der Einstieg gelang meistens allen gut, gut und ich habe jetzt persönlich keine negativen Erfahrungen. Zu mindestens wurde uns das nicht erzählt“ (I11: 19). Einige der befragten Personen sehen die Sprachbarriere vor allem am Anfang als Hürde für die Teilnahme der Stadtteilmforscher:innen. Darüber hinaus wird auf die bestehenden Machtverhältnisse bei der Arbeit mit Zielgruppenvertreter:innen hingewiesen, welche häufig zu gewissen Ängsten und Schüchternheit in der Zusammenarbeit führen (I8: 17). Eine mitarbeitende Person im Projekt bestätigt dies und berichtet teilweise von Schwierigkeiten bei der Akquise aufgrund von Sprachbarrieren und Analphabetismus (I7: 17). Die anfängliche Unsicherheit wird auch mit einem bestimmten Wissenschaftsverständnis und der Rolle des Wissenschaftlers/ der

Wissenschaftlerin in Verbindung gebracht (I7: 27). Es werde jedoch ein kontinuierlicher Anstieg des Selbstvertrauens und der Professionalisierung der Stadtteolforscher:innen beobachtet (I3: 12). Als weiteres Problem wird von verschiedenen Personen die verstetigte Mitarbeit dargestellt und eine der interviewten Personen stellt sich dazu die Frage: „wie schafft man es, die Stadtteolforschenden langfristig zu halten? Das würde ich sagen. Erst mal als Hürde“ (I1: 20).

Die befragten Studierenden berichten von folgendem konstruiertem Fremdbild, was sich teilweise etabliert hat:

Genau da fand ich das eben schwierig, dass wir häufig zum Beispiel auch in den einzelnen Meetings nur unter den Studierenden, häufig halt von der *Community* gesprochen haben. Man aber schnell gemerkt hat, ist es gar nicht die *Community*, weil die sich einfach ja nicht so als *Community* definiert haben, als eine Gruppe, sondern eigentlich, dass einzelne Leute waren, die irgendwie dazu gestoßen sind zu dem Projekt, aber sich untereinander auch gar nicht kannten und auch keine Gemeinsamkeiten wirklich hatten. (I5: 15)

Darüber hinaus wird auch noch weiter differenziert und von einer Kerngruppe gesprochen „die immer mitarbeitet. Die sind glaube ich auch zu einer eher freundschaftlichen Gruppe zusammengewachsen“ (I5: 17).

Zusammenfassend nehmen die befragten Studierenden die Zusammenarbeit als Bereicherung für beide Seiten wahr und vermuten einen Selbstermächtigungseffekt auf Seiten der Stadtteolforscher:innen, wie folgende Zitate zeigen:

Genau. Ähm. Ich finde auch, dass es unglaublich wichtig ist, mit marginalisierten Gruppen so zu arbeiten um denen auch das Gefühl zu geben, dass man sich für sie interessiert und dass die genauso eine Daseinsberechtigung haben in der Forschung als jetzt andere, die sowieso immer da sind, die ja die akademischen Menschen in unserer Bevölkerung. Ähm, also da hatte ich auch das Gefühl, dass die sich sehr gefreut haben, dass die auch einen Beitrag leisten durften und dass die gehört werden. (I5:13)

Ähm, was sich aber auf jeden Fall verändert hat dadurch war das oder ist das meiner Meinung nach die Menschen dort das Gefühl hatten, dass sie aktiv werden konnten, dass die sich bestärkt gefühlt haben und ermächtigt gefühlt haben dadurch, dass die einen Beitrag leisten konnten. Das ist auch das, was die Leute häufig in den großen Meetings auch zurückgemeldet haben, dass sie es schön finden, dass die einen Beitrag leisten können, dass sie gehört werden, dass die auch überhaupt gefragt werden, was sie zu manchen Sachen denken. Ähm. Also hat sich vielleicht da das Gefühl als Veränderung eingeschlichen. Wir werden gesehen, wir werden gehört. Unsere Meinung hat Relevanz. Ja. Also vielleicht so auf emotionaler Ebene, aber das ist jetzt schon zu Veränderungen in deren Gesundheitskompetenz oder sowas beigetragen hat, glaube ich nicht. (I5: 31)

Im letzten Zitat wird zwischen der gewonnenen Selbstermächtigung und konkreten erlernten Gesundheitskompetenzen unterschieden. Letztere wurden dieser Aussage zufolge nicht entwickelt. Fast alle der befragten Personen sprechen von Selbstermächtigung und Empowerment, wie eine weitere Person bestätigt: „Ja und natürlich, wenn man sich jetzt die

Stadtteolforscherinnen anguckt, dann würde ich sagen, hat das natürlich auch zu mehr Teilhabe und Empowerment geführt an der Stelle“ (I8: 35). Die wissenschaftliche Begleitung sieht den Auslöser dafür in der Einsicht, dass die eigene Forschung ganz konkret etwas im Stadtteil verändern kann. Diese Erfahrung von Selbstwirksamkeit wird in folgendem Zitat beschrieben:

Nicht nur, dass sie jetzt wissen, dass sie forschen können, sondern dass sie merken, dass ihre Forschung ganz real was verändert und ganz real was im Stadtteil umsetzt so ne. Und das ist ja, glaube ich, das, was auch deren große Freude und deren Lust, daran teilzunehmen irgendwie ausmacht. (I3: 12)

In den Interviews wurde auch die Zukunft der Stadtteolforscher:innen vielfach thematisiert. Auf der einen Seite wurden der Wissenstransfer und die Ko-Produktion von Wissen in Form von Publikationen und Berichten angesprochen. Eine der befragten Personen sagt dazu:

Ich würde mich total freuen, wenn ich ganz viel, wirklich unglaublich viel erkennen und sehen kann, was da die Stadtteolforscherinnen gemacht haben. Also deren Input, dass es eben tatsächlich im Fokus steht, nicht irgendwie in einer sehr schönen, auf Deutsch geschriebenen wissenschaftlichen Sätzen unter geht, sondern dass ich das sehe. Okay, das ist jetzt das Wissen, was aus den Leuten wir mitgenommen haben. Das würde mich freuen. (I7: 33)

Auf der anderen Seite geht es auch ganz konkret um die zukünftigen Arbeitsverhältnisse der Stadtteolforscher:innen sowie die Erhaltung ihrer Expertisen als Ressource für den Stadtteil, wie folgende Zitate deutlich machen:

und das auch sehr sehr wichtig, dass unserer Stadtteolforscherinnen da auch in vielen Projekten ein Fuß fassen können, dass sie auch weiterhin nach der Beendigung des Projektes sie nicht irgendwie nicht mehr nicht mehr gebraucht werden, sondern die Arbeit dann weiterläuft, sowohl mit HSG als aber auch vor Ort, mit Akteuren, Akteurinnen und vielleicht zum Beispiel mit IFAK. Das ist auch für uns auch gute Ressourcen Menschen, auf die wir zurückgreifen können, dass da Perspektiven eröffnet werden für die Stadtteolforscherinnen, dass sie vielleicht irgendwo arbeiten können, ja irgendwelche Projekte mitbegleiten dürfen oder sich fortbilden. (I11: 37)

Ja, ich würde sagen, dass die Stadtteolforscherinnen als Konstrukt, dass sie bestehen bleiben, dass sie weiter in der in der alltäglichen Arbeit, ja zum Thema Gesundheit, aber vielleicht auch zu anderen Themen im Quartier weiter, dass mit ihnen weitergearbeitet wird, dass deren Expertise, die sie jetzt ja über die Zeit aufgebaut haben, dass die weiter genutzt wird, dass die Zugänge darüber zu Bevölkerung Bewohnerschaft weiter genutzt werden, dass die, dass sie aber auch angedockt werden, zum Beispiel an die IFAK oder an einen an eine Institution vor Ort, damit es eben Nachhaltigkeit hat, damit ein nachhaltiges Konstrukt wird. (I8: 37)

Diese Wünsche und Anregungen bezüglich der Zukunft der Stadtteolforscher:innen spiegeln die Haltung eines Großteils der befragten Personen wieder, lassen sich jedoch nicht auf ihre Aussagekraft oder Realisierbarkeit überprüfen. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Arbeit ist die Projektlaufzeit noch nicht beendet und es gibt somit noch keine konkreten Entscheidungen über die Zukunft der Stadtteolforscher:innen und eine Verstetigung des Projektes bzw. eine Verstetigung von bestehenden Strukturen im Stadtteil.

8 Diskussion

In dem folgenden Kapitel werden die Ergebnisse aus den Interviews mit den Akteur:innen des Stadtteilprojektes QUERgesund diskutiert und mit den theoretischen Erkenntnissen der Arbeit in Beziehung gesetzt. Dabei steht das Verständnis der Akteur:innen von kollaborativer Forschung sowie die Umsetzung der kollaborativen Forschung in der Praxis im Mittelpunkt. Somit soll auf Grundlage der Interviewergebnisse und im Hinblick auf bestehende Literatur die charakteristischen Merkmale kollaborativer Forschung herausgearbeitet werden. Dabei werden Potenziale und Herausforderungen kollaborativer Forschung abgewogen und ihre Grenzen aufgezeigt. In einem zweiten Schritt wird anhand der Stufen des Partizipations Modells von Michael Wright et al. (Wright, 2021, S. 118) analysiert, welche Ebenen der Partizipation in den verschiedenen Phasen des Projektes QUERgesund erreicht wurden (vgl. Unger, 2012).

Auf dieser Grundlage wird die Methode der kollaborativen Forschung im Rahmen des Dekolonialisierungsdiskurses kontextualisiert und die Frage diskutiert, ob die kollaborative Methode eine dekoloniale Praxis darstellt. Dazu wird besonders auf die Theorie von Moyra Keane zur Anwendung von indigenen Methodologien im Forschungsprozess Bezug genommen. Des Weiteren werden die Kernelemente der kollaborativen Methode mit den Charakteristika von Dekolonialisierungsansätzen verglichen, unter der Berücksichtigung von Chancen und Herausforderungen des Dekolonialisierungsprozesses von Wissen an Universitäten sowie in der Forschungspraxis. Daraus resultierende Aspekte wie der Unterschied zwischen Dezentrierung und Dekolonialisierung von Wissen sowie die Wissensproduktion außerhalb von Universitäten werden im Anschluss kritisch diskutiert. Dabei wird auch die Frage thematisiert, wer von welcher Wissensproduktion profitiert. Abschließend werden die Gelingensfaktoren zur Dekolonialisierung von Wissen durch kollaborative Forschung beleuchtet sowie die Auswirkungen für Forschende und ihre Forschungspraxis reflektiert.

8.1 Was macht kollaborative Forschung kollaborativ?

In den Ergebnissen der Interviews teilten die Akteur:innen des QUERgesund Projektes ihr Verständnis von kollaborativer Forschung. Im Zentrum steht dabei ein ethnografischer Ansatz mit einem explorativen Charakter und der teilnehmenden Beobachtung. Sich auf das Feld und die Akteur:innen im Feld einzulassen, sowie die Relevanzen und Themen aus dem Feld aufzugreifen, werden als Voraussetzung kollaborativer Forschung beschrieben. Darüber hinaus soll die Zielgruppe am Prozess beteiligt werden und die Zusammenarbeit auf Augenhöhe verlaufen. Dabei werden Machtgefälle insbesondere bei der Arbeit mit marginalisierten Gruppen

thematisiert, aber auch die Perspektive jenseits der Mehrheitsgesellschaft oder des *Mainstreams* hervorgehoben und die Notwendigkeit dieser Stimmen im wissenschaftlichen Diskurs betont. Die Relevanz, auf Augenhöhe zu forschen, während gleichzeitig bestehende Machtgefälle und Dynamiken reflektiert werden, wird auch in der Forschungsliteratur immer wieder betont.¹⁹

Der Augenhöhe Ansatz und die Sichtbarmachung von Machtverhältnissen und Positionalitäten im Feld als Teil dieser Methode leistete [...] einen zentralen Beitrag zum Feldzugang, zur Wissensproduktion und setzte Transformations- bzw. Ermächtigungsprozesse in Gang. (Falge, 2021, S. 404)

Die Sichtbarmachung marginalisierter Stimmen und die Ko-Produktion von Wissen führt wiederum zu Selbstwirksamkeitserfahrungen und Empowerment der Zielgruppe.²⁰

Auch die Rolle der Forscherin/ des Forschers sowie die normativen Vorstellungen einer Wissenschaftler:in müssen reflektiert und die Subjektivität und persönliche Involviertheit als Chance für einen intensiveren Austausch sowie Zugang zu emischem Wissen gesehen werden.

In den Interviews werden auch die Rahmenbedingungen kollaborativer Forschung, wie beispielsweise die Vergütung der Stadtteilmforscher:innen, die Nutzung von einfacher Sprache sowie ein fortlaufender Prozess der Reflexion und Rückkopplung im Forschungsteam, angesprochen. Auch dem von Shelly Arnstein im Jahre 1969 in den Diskurs eingebrachten Begriff der „Scheinpartizipation“ (Wright/ Block/ Unger, 2007, S. 1) wurde von den Befragten der Anspruch einer „wirklich kollaborativen“ (I1: 6) Forschung entgegengestellt. Darüber hinaus wurde der Einbezug der Stadtteilmforscher:innen in den gesamten Forschungsprozess sowie die Ko-Produktion von Wissen als zentrale Aspekte kollaborativer Forschung thematisiert. Sichtbar wurde auch die synonyme Verwendung der Begriffe kollaborativ und partizipativ in der Praxis der Forschenden bzw. deren Anpassung auf Situation und Zielgruppe. Außerdem wurde die Notwendigkeit eines gemeinsamen Verständnisses über den Forschungsprozess als Grundlage für die Zusammenarbeit genannt.

Potenziale

Es wurde eine Vielzahl von Potenzialen der kollaborativen Forschung von den interviewten Personen herausgearbeitet. Zuvorderst stand zumeist die Zusammenarbeit mit Menschen und auch die Bezugnahme auf bestehende Ressourcen im Feld. Dabei stand die Zielgruppe stets im Zentrum, in diesem Fall die Bewohner:innen des Stadtteils. Der Zugang zu spezifischem situiertem Wissen marginalisierter Menschen wurde hervorgehoben sowie damit einhergehende

¹⁹ Weiterführende Literatur zur Thematik des Forschens auf Augenhöhe (vgl. Sprung, 2016).

²⁰ Weiterführende Literatur zu Health Literacy und Empowerment (vgl. Samerski, 2021).

neue und häufig überraschende Erkenntnisse. Besonders die Studierenden berichteten durch ihre Erfahrungen in den Tandems von einem intensiven Austausch sowie Einblicken in andere Lebenswelten. Diese Erfahrungen werden auch im theoretischen Diskurs angesprochen, so wird beispielsweise konstatiert: „Der Lerneffekt bei den Studierenden ging einher mit einem tiefen Einblick in die Lebenswelten einer hochdiversen Nachbarschaft“ (Falge, 2021, S. 404). Dieser Einblick führte zu einer kulturellen Sensibilisierung der Forschenden, welche von einer der interviewten Personen als positiver Nebeneffekt bezeichnet wurde. Darüber hinaus wurde der Kontakt mit Menschen außerhalb des eigenen Umfeldes sowie die Auseinandersetzung mit bestehenden Macht- und Ungleichheitsverhältnissen mehrfach positiv herausgestellt. Diese Machthierarchien zu erkennen, ist eine wichtige Erkenntnis zum Verständnis des Zusammenhangs von Ungleichheit, Status und Wissen (ebd.). Besonders in Bezug auf soziale Ungleichheit im Gesundheitssystem sahen die interviewten Personen Potenzial mit Hilfe der kollaborativen Forschung, positiv zu gesellschaftlicher Veränderung beizutragen. Dabei wurde das Zusammenspiel von Forschung und Praxis betont sowie die direkte Konzipierung von Interventionen aus der Bewohner:innenschaft heraus. Diese Ergebnisse spiegeln sich in Erfahrungen aus der Wissenschaft wider, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

Dieses möglichst direkte Zusammenwirken im Handlungs- und Forschungsprozess, die gegenseitige Bezugnahme von aus der Praxis gewonnenem Wissen und dessen wissenschaftlicher Deutung ermöglicht idealerweise, dass erarbeitete Interventionen in der Praxis auch von allen Beteiligten getragen werden. (Fontanari et al., 2014, S. 115)

Herausforderungen

Als größte Herausforderung der kollaborativen Methode wurde immer wieder der Faktor Zeit genannt, da die Forschung als ein langwieriger und dynamischer Prozess beschrieben wurde. Dies findet sich in der Literatur bei Wright, jedoch auch bei Fontanari et al wieder. So wird der höhere Zeitaufwand mit der „ständige[n] Rückkopplung des Forschungsprozesses an die Praxis“ (Fontanari et al., 2014, S. 115) begründet, die oft in einer Veränderung und Konkretisierung der Ziele und des Vorgehens resultiere (ebd.). Die Rückkopplung der Ergebnisse wurde in den Interviews als Stärke der Methode genannt, jedoch auch als Herausforderung in Bezug auf bestehenden Zeitdruck formuliert. Die Vergütung der Stadtteilmforscher:innen wurde nicht nur als Rahmenbedingung, sondern auch als Herausforderung angesprochen, welche auch in der Theorie immer wieder genannt wird (vgl. Wright, 2021). Weitere Herausforderungen stellten die Reflexion von Machtgefällen, Hierarchien und Asymmetrien sowie der Einbezug der Sozialraumakteur:innen in das Projekt dar. Zudem wurde die teilweise vorhandene Wissenschaftsskepsis im Stadtteil gegenüber der Hochschule als Herausforderung thematisiert; dafür

konnten die Teilnehmenden aus ihrer Erfahrung heraus jedoch auch konkrete Lösungsvorschläge anbieten.

Grenzen

Weitere strukturelle Probleme bezogen auf bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse sowie begrenzte Zeit und mangelnde Energieressourcen der beteiligten Personen wurden mitunter als Grenze betrachtet. Als Voraussetzung wurde die Fähigkeit der Empathie sowie ein beidseitiges Verständnis und ein bestehendes Vertrauensverhältnis und gute Beziehungen zu den Gatekeepern der Zielgruppe genannt. Dies wiederum brauche viel Zeit und diese Art von Vertrauensverhältnis könne nur durch eine durchgängige Präsenz im Stadtteil über einen längeren Zeitraum hinaus aufgebaut werden.

Die sichtbar gewordenen Grenzen verhindern, dass die kollaborative Methode in jedem Kontext angewendet werden kann, und erfordern bestimmte Rahmenbedingungen für die Umsetzung. Des Weiteren zeigen die Ergebnisse der Interviews, dass die Herausforderungen im Forschungsprozess teilweise als unüberwindbare Hürden erscheinen können. Nichtsdestotrotz bringt die kollaborative Forschung insbesondere im Vergleich zu anderen Forschungsmethoden und -ansätzen aus der qualitativen Forschung eine ganze Reihe Potenziale und Chancen mit sich. Diesen Aspekt hebt auch eine der interviewten Personen hervor und spricht sich für mehr kollaborative Forschung an Hochschulen aus:

Das wäre zumindest mal so ein Gedankenspiel. Das ist natürlich utopisch, aber zu sagen wir, wir entwickeln eine weiß ich nicht Hochschulbedingungen, die es zulassen würden Themen, die mit Menschen, mit sozialer Ungleichheit, mit den Erfahrungs- und Lebenswelten von Menschen zu tun haben, die grundsätzlich kollaborativ zu erarbeiten. [...] Einen Versuch wert und ich glaube, dass wir an sehr, sehr vielen Punkten merken würden, dass wir auf die Art und Weise sehr viel weiterkommen in verschiedener Hinsicht. (I3: 12)

In dem Zitat wird insbesondere auf die Notwendigkeit kollaborativer Forschungsdesigns bei marginalisierten Menschen als Zielgruppe sowie Themen, die soziale Ungleichheit adressieren, hingewiesen. Dies lässt sich durch bestehende Theorie belegen, wie die Medizinethnologin Christiane Falge erläutert:

Ein besonderes Anliegen ist mir darüber hinaus die Vermittlung der besonderen methodischen Stärke des kollaborativen Ansatzes, im Sinne seines Potentials, Zugänge in vulnerable Nachbarschaften zu ermöglichen. (Falge, 2021, S. 404)

Das Stufenmodell der Partizipation

Im Folgenden werden anhand des Stufenmodells von Wright, Block und Unger (s. Kapitel 3.3, S. 25) die verschiedenen Projektphasen von QUERgesund analysiert. Bei der Erstellung des Forschungsantrages wurden die Vorstufen der Partizipation erreicht. Es wurden Akteur:innen des Stadtteils angehört sowie durch die teilnehmende Beobachtung der Leitung, welche selbst im Stadtteil und zeitweise in einer Familie wohnte, ergänzt. Die *Anhörung* der Zielgruppenvertreter:innen sowie ihr *Einbezug* fanden demnach statt, jedoch wurde der Antrag ausschließlich von der wissenschaftlichen Leitung geschrieben, die auch das Forschungsanliegen formuliert hat. Dies lag an den strukturellen Rahmenbedingungen wie folgendes Zitat verdeutlicht:

Na ja, ich meine, aufgrund der strukturellen Rahmenbedingungen wir haben ja keine Grundfinanzierung für die Stadtteilmforscher:innen, nicht mal auf der Ebene der Aufwandsentschädigung. Also wo wir sagen könnten, wir sind jetzt völlig frei, einfach was miteinander zu entwickeln, sondern bislang ist es ja so, es gibt ein Thema, eine Forschungsidee oder ein Anliegen. [...] Aber das heißt, trotzdem gibt es ja immer eine Rahmung von außen so und was eben heißt, die Kollaboration ist allein darüber ja schon eingeschränkt. Das heißt, wir gehen nicht völlig offen in ein Feld, wo wir sagen Was wäre euch jetzt mal wichtig? Was können wir zusammen entwickeln? Sondern es gab bei dem ersten eben diese große Überschrift. (I3: 8)

Diese Problematik wird von Wright in den Voraussetzungen für partizipative Projekte thematisiert. So beschreibt er: „Es ist üblich, dass Forschungsförderungsprogramme bis ins Detail erarbeitete Forschungspläne verlangen“ (Wright, 2021, S. 132). In dem Fall des Praxisbeispiels QUERgesund waren die Rahmenbedingungen verhältnismäßig offen, trotzdem standen das Thema Gesundheitsprävention sowie das Forschungsanliegen bereits fest. Nach der Zusage der Förderung wurden die Stadtteilmforscher:innen rekrutiert und anschließend fand eine Schulung für die Kompetenzbildung (*capacity building*) der Stadtteilmforschenden sowie Studierenden statt. Die Schulung wurde von der wissenschaftlichen Begleitung angeleitet, die bereits über Erfahrung mit kollaborativem Forschen verfügte. Diese Voraussetzung für die Umsetzung von kollaborativer oder partizipativer Forschung wird auch in der Literatur erwähnt (vgl. Wright, 2021, S. 132). Anschließend wurde gemeinsam mit den Stadtteilmforscher:innen und den Studierenden der Leitfaden für die Interviews entwickelt, wobei es sich im Modell auf der Ebene der Partizipation um *Mitbestimmung* und *teilweise Entscheidungskompetenz* handelt. So wurden die von den Stadtteilmforscher:innen basierend auf ihrem lokalen Wissen vorgeschlagenen Handlungsfelder mit aufgenommen. Auch die Entscheidung der Wahl der Interviewpartner:innen wurde den Stadtteilmforscher:innen selbst überlassen. Während der Interviews hatten die Studierenden lediglich eine begleitende Rolle und kümmerten sich um die Audioaufnahmen. Bei der Transkription und Auswertung der Ergebnisse, die von der wissenschaftlichen Begleitung durchgeführt wurde, kam es zu keiner Partizipation wie folgendes Zitat zeigt:

Für mich bedeutet kollaborativ eben, dass man zusammen zum Beispiel eine Forschungsfrage entwickelt. Das war jetzt, also gibt es ja unterschiedliche Levels von Kollaboration. Ähm, das haben wir da jetzt nicht gemacht, aber das wäre halt so das Kollaborativste, was man machen könnte, dass man quasi die Stadtteelforscher:innen in alle Phasen miteinbezieht, dass man überlegt Okay, was wollen wir fragen, was wollen wir überhaupt erforschen? Dann natürlich in die Datenerhebung. Und eigentlich auch in die Auswertung. Das war jetzt hier bei QUERgesund nicht so, weil es vor allem mit Software gestützt war und so auch aber. Was wir ja zu mindestens gemacht haben, war nachher. In den SMART-Workshops haben wir die Ergebnisse diskutiert und daraus quasi Aktionen abgeleitet oder Maßnahmen. (I2: 4)

Wie im Zitat beschrieben wurden die Ergebnisse jedoch wieder in sogenannten SMART-Workshops mit allen beteiligten Akteur:innen diskutiert und kollaborativ Maßnahmen und Interventionen konzipiert, wo wir uns wieder auf der Ebene der Partizipation befinden, was Stufe 7-9 des Modells entspricht. Die *Entscheidungskompetenz* wurde in den regelmäßigen Reflexionstreffen der Projektkoordination mit den Stadtteelforscher:innen gestärkt und immer wieder *Entscheidungsmacht* abgegeben. Auf diesen Prozess wird auch in den geführten Interviews hingewiesen, wie folgendes Zitat zeigt:

Es ist auch Forschen im Team also klar Kollaboration kann man sehen als ein Aufbrechen dieser typischen Forscher erforschen Beziehungen. Aber man kann es eben auch sehen, als ein Aufbrechen von der Forscher, als der, als der Held quasi, der alleine alles macht und alles entscheidet. Also für mich ist es Kollaboration halt auch Entscheidungsmacht abgeben. (I2: 4)

Die letzte Stufe *Selbstorganisation* auf der Ebene über die Partizipation hinaus wurde im Projekt QUERgesund nicht erreicht. Jedoch wurde in einem Workshop von der wissenschaftlichen Begleitung der Raum für solch einen Ansatz eröffnet:

Weil wir hatten jetzt am Freitag zum Beispiel oder vor acht Tagen in dem Workshop haben die Stadtteelforscher:innen eigentlich als Übung gedacht. Ne mal mit den externen Praktiker:innen einfach mal zwei Themen herauszuarbeiten, zu denen man arbeiten könnte. Also rein fiktiv um dann gemeinsam mal einen Leitfaden zu entwickeln. Und dabei sind dann zum ersten Mal tatsächlich von den Stadtteelforscher:innen selber Themen reingebracht und entwickelt worden, so dass könnte ein Startpunkt sein für eine andere Form der Kollaboration. Ansonsten wie gesagt finde ich die noch nicht vollumfänglich. Aufgrund der strukturellen Rahmenbedingungen [...]. (I3: 8)

Zusammenfassend lässt sich das Projekt QUERgesund nach dem Stufenmodell der Partizipation als größtenteils partizipativ beschreiben und auch die Akteur:innen berichten in den Interviews aus der Praxis von den kollaborativen Aspekten, welche aus der Theorie der kollaborativen Ethnografie bekannt sind. Nichtsdestotrotz stößt kollaborative Forschung auch im Falle des Projektes QUERgesund an strukturelle Grenzen, sei es bezogen auf die multiplen Problemlagen im Stadtteil, administrative Abläufe der Hochschule oder aber auch soziale Ungleichheit und Diskriminierungsstrukturen, die sich nicht durch ein dreijähriges Projekt nachhaltig verändern lassen.

8.2 Kollaborative Forschung als dekoloniale Praxis?

Nachdem die kollaborativen Charakteristika herausgearbeitet wurden, wird die Einordnung der kollaborativen Forschung im Dekolonialisierungsdiskurs vorgenommen. In der Literatur wird in der Geschichte der Ethnografie die Auseinandersetzung mit dem Diskurs der Dekolonialisierung bereits beschrieben. So wurde beispielsweise für eine „more reflexive form of ethnographic practice that values multivocal and constructed knowledge and narrative“ (Low/ Merry, 2010, S. 206) plädiert.

Dies wurde umgesetzt, so dass eine Polyvokalität in kollaborativen Forschungen angestrebt und eine ständige Reflexion der eigenen Position sowie der klaren Positionierung gegen soziale Ungleichheit und entsprechenden Handlungen und Interventionen in der Praxis durchgeführt wird.²¹ Dieser Anspruch spiegelt sich auch in folgendem Zitat wider:

Further, the kind of critical engagement implied by activist research allows us to merge cultural critique with political action to create knowledge that is at once empirically grounded, theoretically valuable, and contributes to the ongoing struggle for greater social justice. (Speed, 2006, S. 75)

Es wird deutlich, dass es sich um ein Dreieck zwischen Wissenschaft, Praxis und *Community* handelt, in dessen Mittelpunkt der Anspruch auf ein Forschen auf „Augenhöhe“ besteht (s. Abb. 3).²²

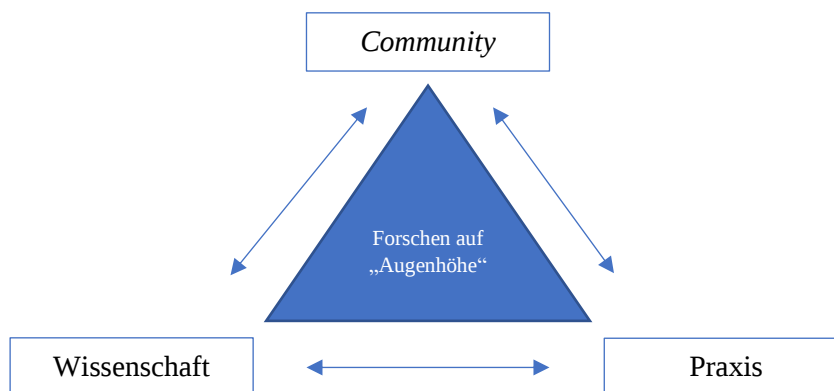


Abbildung 3: Dreiecksverhältnis Wissenschaft – *Community* – Praxis (Eigene Darstellung)

Dieser Anspruch kann nur durch eine dekoloniale Haltung aller Beteiligten als gleichberechtigte Partner:innen im Forschungsprozess sowie die Reflexion der eigenen Positioniertheit und bestehender Machtgefälle erreicht werden. Dabei sind koloniale Kontinuitäten, auf deren Basis die Verteilung von Privilegien in unserer heutigen Gesellschaft beruhen, sowie vorhandene Dominanzstrukturen, die Wissensproduktion und Epistemologien betreffend zu berücksichtigen.

²¹ Weiterführende Literatur zu Interventionen kollaborativer Forschung (vgl. Facer/ Pahl (2017)).

²² In Anlehnung an die Ausführungen von Christiane Falge zum Dreiecksverhältnis von Hochschule – *Community* – Praxis auf der Abschlussveranstaltung von QUERgesund am 17.03.2022.

Ein „praxisnaher, handlungsrelevanter, Hierarchien reflektierender und auf überkommene Objektivitätsansprüche verzichtende Wissensproduktion“ (Fontanari et al., 2014, S. 113) ist hierbei der Weg zum Ziel. Darüber hinaus stehen bei dem Zusammenspiel, neben der Generierung dezentrierten und dekolonialen Wissens, die Interventionen vor Ort und damit Reduzierung sozialer Ungleichheit an oberster Stelle.

Deswegen sollte der Fokus der kollaborativen Forschung auf dem Prozess statt auf den Ergebnissen liegen, weil es nur der Forschungspraxis zu verdanken ist, dass sich Erkenntnisgewinne oder Verbesserungen der Situation einstellen. (ebd., S. 120f.)

Wissenschaft und Forschung erfolgen demnach nicht zum Selbstzweck, sondern es zeigt sich die gesellschaftliche Relevanz universitären Wissens. Hochschulen für angewandte Wissenschaft haben sich dem Transfer von Wissenschaft in die Gesellschaft sowie einer Wissenszirkulation verschrieben. Stadtteillabore können ein Ort dafür sein und bieten gleichzeitig eine Schnittstelle für Hochschule, Setting-Akteure aus der Praxis sowie *Community* Mitglieder, wie auch in folgendem Zitat deutlich wird:

Faculty and students interested in engagement often set up community research centers where they develop cooperative projects between university and college-based faculty and students, and these outreach activities are incorporated into the curriculum as well. (Low/ Merry, 2010, S. 208)

Die Ergebnisse der Interviews weisen auf einen Wandel im Stadtteil im Laufe des Projektes hin und die Stadtteilmforscher:innen berichten von einem Mehrwert für die Bewohner:innen durch die enorme Angebotsvielfalt sowie eine vertrauensvolle Anlaufstelle im Stadtteil.

Die Theorie von Moyra Keane zeigt darüber hinaus die Relevanz der Anwendung indigener Wissenssysteme²³ im Forschungskontext, wie beispielsweise die Ubuntu Philosophie. Die in der Theorie (s. Kapitel 2.2.2, S. 17f.) beschriebenen Phasen des Forschungsprozesses ähneln dem Vorgehen im Projekt QUERgesund, zentrieren beide die *Community* (Keane, 2001, S. 24) und lassen sich darüber hinaus auch auf das Dreiecksmodell übertragen. So sind Keane's erste drei Kernelemente für den Zugang ins Feld (*Permission, Guidance, Negotiations*), wesentliche Aspekte nicht nur für die Beziehung zwischen Wissenschaft und *Community*, sondern auch für die Beziehung zwischen Wissenschaft und Praxis. Die Ergebnisse der Interviews zu den Unterschieden einer praxisorientierten oder theoriegeleiteten Herangehensweise konnten aufgrund

²³ Wichtig ist an dieser Stelle den Gegensatz von indigenem Wissen zu dem als universal postulierten westlichen Wissen zu dekonstruieren. Indigene Wissenssysteme meinen in diesem Falle Wissensproduktionen jenseits des Eurozentrismus. Teil des Dekolonialisierungsdiskurses ist die Aufwertung bzw. Gleichstellung dieser indigenen Wissenssysteme, neben den vom Mainstream wahrgenommenen ‚universalistisch‘ westlichen Wissenssystem. Weiterführende Literatur hierzu z. B. Watson-Verran/ Turnbull (1995).

des Umfangs der vorliegenden Arbeit nicht ausführlich diskutiert werden, zeigten jedoch, dass beide Herangehensweisen sich ergänzen und so zu einer Bereicherung des Forschungsprozesses sowie der Interventionen führen.

Gleichzeitig wurde auch die Ebene der Praxis und *Community* hier nicht tiefer analysiert, jedoch birgt auch dieses Verhältnis koloniale Machtstrukturen und Dynamiken, die für eine gute und nachhaltige Zusammenarbeit aufgebrochen werden müssen. So kann auch dem Thema Wissenschaftsskepsis auf dieser Ebene begegnet werden. Der Begriff der „Überforschung“ erinnert an veraltete Subjekt-Objekt Beziehungen aus der Anthropologie, welche im Zuge der Postkolonialen Theorien sowie dem Diskurs der Dekolonialisierung verworfen wurden. Insbesondere die kollaborative Methode versteht eine Begegnung auf Augenhöhe von Subjekt zu Subjekt als Grundvoraussetzung und besteht auf dem Prinzip der Reflexivität (Unger, 2012, Abs. 78) in Bezug auf die Rolle der forschenden Person im Forschungsprozess. Im Projekt QUERgesund wurden nicht nur von der wissenschaftlichen Begleitung, sondern auch von den Projektkoordinator:innen vor Ort die Bedarfe der Bewohner:innenschaft ernst genommen und es bestand eine kontinuierliche Begleitungsstruktur sowie Raum für Feedback und Kritik. Diese gegenseitige Wertschätzung wurde durch einen großen Ressourceneinsatz und persönliches Engagement gewährleistet. Dadurch konnte ein gemeinsames Verständnis basierend auf Vertrauen und echter Partizipation entwickelt werden (vgl. Unger, 2012).

Die Methode der kollaborativen Forschung kann also nicht per se als dekoloniale Praxis bezeichnet werden. Die Berücksichtigung des Zusammenspiels zwischen Wissenschaft, Praxis und *Community* sowie die Bereitschaft, auf Augenhöhe miteinander zu forschen, ermöglicht es kollaborative Forschung als *Tool* zu begreifen, welches zur Dekolonialisierung beitragen kann. Dies kann jedoch nur in Kombination mit weiteren Voraussetzungen und Rahmenbedingungen geschehen, auf die im nächsten Kapitel vertieft eingegangen wird.

8.3 Dekolonialisierung des Denkens in der Wissenschaft

Die Wissensproduktion außerhalb einer wissenschaftlichen Institution öffnet den Raum für marginalisierte Stimmen und Wissen außerhalb des Kanons. Es bleibt die Frage offen, ob bei der kollaborativen Forschung von einer Dekolonialisierung von Wissen gesprochen werden kann oder ob es sich lediglich um eine Dezentrierung von Wissen handelt.

Im Diskurs der Dekolonialisierung geht es um die Dezentrierung und Pluralisierung von Wissen, jedoch auch um das Aufbrechen epistemologischer Strukturen und der auf dem

Kolonialismus basierenden weltweiten sozialen Ungleichheit. Auch die Frage der Produktion situierten Wissens sowie der Positionalität aller in den Forschungsprozess Involvierten spielt eine Rolle, welche auch in den Interviews angesprochen wurde:

[...] immer wieder auch die Bedingungen der Wissensproduktion mit zu hinterfragen. So, und das ist das, worüber ich total dankbar bin in der kollaborativen Forschung, dass ich da einfach ständig dazu gezwungen bin, das zu tun und nicht in meinen wissenschaftlichen Automatismen zu bleiben. Was aber natürlich trotzdem nicht heißt, wissenschaftliche Standards über Bord zu schmeißen. Aber das immer wieder ständig in eine Reibung zu bringen und immer wieder zu schauen Was lerne ich eigentlich aus dieser Reibung auch darüber, wie Wissenschaft funktioniert und auch wie Macht durchsetzt Wissenschaft auch ist. (I3: 10)

Neben der Reflexion der Wissensproduktion und den Dominanz- und Machtverhältnissen im Wissenschaftsdiskurs, zeigt dieses Zitat die Notwendigkeit der Bereitschaft und Offenheit für Lernprozesse, für Austausch und Aushandlung von Wissen. Dies ist auch ein wesentlicher Aspekt für die Weiterverarbeitung und Verwertung wissenschaftlicher Ergebnisse, wie in folgendem Zitat deutlich wird:

Und da sind wir schon auf. Also wer produziert dieses Wissen? Und wie? Also darf das dann tatsächlich in den Sätzen und in den Aussagen bleiben, wie das von der Seite kommt, oder wandelt es in den Endprodukten in den Texten doch dann wissenschaftlich also. (I7: 9)

Diese Aspekte verlangen nach einer dekolonialen Forschungshaltung, welche in einigen Interviewaussagen zu erkennen war, wie beispielweise in diesem Zitat:

Und gerade mit dem ethnografischen und auch Aktionsforschungsansatz versucht man ja die Diskrepanz, die es da vielleicht gibt, eher aufzuheben. Also ich verstehe Wissenschaft oder wissenschaftliche Fragestellungen als etwas, was nie getrennt sein kann von einer Moral auch, also dass man da immer irgendeine Art von Verantwortung hat und dass Wissenschaft niemals neutral sein kann. (I2: 33)

Erst eine dekoloniale Forschungshaltung, welche sich ihrer Positionalität und der Situiertheit ihres Wissens bewusst ist und eine macht- und herrschaftskritische Position einnimmt, kann zur Dekolonialisierung von Wissen beitragen. Der Anspruch auf „Augenhöhe als Haltung im Feld bewirkte im QUERgesund Projekt auch eine teilweise Umkehrung von Machthierarchien von jeweils vermeintlich subalternen“ (Falge, 2021, S. 405). Dieser Haltung muss jedoch auch ein dekoloniales Denken²⁴ zugrunde liegen. Eine Abkehr von eurozentristischen Hierarchien, der Abwertung des vermeintlich ‚Anderen‘ oder ‚Fremden‘ sowie der Unterdrückung der Subalternen (vgl. Spivak, 1994) könnte einen Weg eröffnen. Die Möglichkeit oder Chance neue Denkmuster während des Forschungsprozesses zu erlernen, wird u. a. in diesem Zitat geäußert:

²⁴ Zur Dekolonisierung des Denkens (vgl. Thiongo'o, 2018).

Ähm ja. Eine andere Chance ist vielleicht noch mal so aus Sicht der Hochschule sicherlich auch, dass die Wissenschaft davon profitiert und lernt, wie die unterschiedlichen Lebensrealitäten sind und wie sie dann auch in ihren eigenen Projekten aufgegriffen werden müssen, in ihrer eigenen Denke aufgegriffen werden müssen. (I8: 11)

Dabei geht es nicht nur darum, neue Sichtweisen, Perspektiven und Weltanschauungen kennenzulernen, sondern auch Dinge zu verlernen, die bis dato als selbstverständlich und universell gültig hingenommen wurden. Wie Mbembe in folgendem Zitat hervorhebt: „Ebenso notwendig wird es ein *Denken in Zirkulation*, ein *Denken der Durchquerung*, ein *Welt-Denken* sein [Hervor. im Orig.]“ (Mbembe, 2018, S. 326) und gleichzeitig diesen Appell an die Universitäten und Hochschulen richtet:

To decolonize the university is therefore to reform it with the aim of creating a less provincial and more open critical cosmopolitan pluriversalism - a task that involves the radical *refounding* of our ways of thinking [...] [Hervor. im Orig.]. (Mbembe, 2016, S. 37)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Methode der kollaborativen Forschung das Potenzial birgt, zur Dekolonialisierung von Wissen beizutragen, jedoch nur im Zusammenhang mit einer dekolonialen Forschungshaltung, welcher eine dekoloniale Art des Denkens innewohnt. Gleichzeitig sind weitere Dekolonialisierungsprozesse der zugehörigen Institutionen wie Hochschulen oder Universitäten sowie ihrer Curricula und daraus resultierender Wissensproduktionen unbedingt notwendig. Darüber hinaus dürfen die strukturelle Ebene sowie die globale Perspektive nicht ausgeklammert werden.

Daher möchte ich mit den Worten von Bhambra, Gebrial und Nişancioğlu abschließen:

Decolonising the university is part of the broader projects of decolonisation and cannot be understood as separate from those projects for social and economic justice. Offering alternative ways of thinking, researching and teaching is necessary, but not exhaustive. (Bhambra/ Gebrial/ Nişancioğlu, 2018, S. 10)

9 Reflexionen und Limitationen

Die Herausforderung der Arbeit lag in der Forschungsfrage, welche zwei Ebenen umfasste. Die Beantwortung musste somit auf zwei Argumentationsebenen geschehen. Auf der einen Ebene deskriptiv/ phänomenologisch in Bezug auf den Prozess der Dekolonialisierung von Wissen an Universitäten und in der Forschungspraxis. Auf der anderen Ebene analytisch bezüglich der Methode der kollaborativen Forschung aus Sicht der Akteur:innen des Stadtteilprojektes anhand des empirischen Interviewmaterials.

Ersteres bedurfte einer intensiven Literaturrecherche und grenzte hinsichtlich der Vielzahl von Stimmen und unterschiedlichen Perspektiven an eine Diskursanalyse, welche sich jedoch aufgrund des begrenzten Umfangs als Teilaspekt einer Masterarbeit nicht realisieren ließ. Dies hatte zur Folge, dass die Komplexität und Vielstimmigkeit des Diskurses der Dekolonialisierung im Theorieblock I nur skizziert werden konnte und eine Selektion unter Berücksichtigung der Fragestellung unumgänglich war. Diese Problematik wurde jedoch in den Postkolonialen Theorien bereits aufgegriffen und ist, wie am Ende des Kapitels 2.2.1 beschrieben, unvermeidbar (vgl. Ha, 2010).

Die ganzheitliche Herangehensweise und Offenheit im Forschungsprozess führte beim empirischen Teil der Arbeit zur Generierung eines großen Datensatzes. Neben den Interviews fanden vereinzelt teilnehmende Beobachtungen im Rahmen von Veranstaltungen und Treffen statt, welche jedoch nicht berücksichtigt werden konnten. Das Datenmaterial der Interviews allein bietet Grundlagen für zahlreiche weitere Analysen, z. B. die spezifischen Herausforderungen in Konzeption und Durchführung der Schulung für die Stadtteilmforscher:innen und die Studierenden, die Impfaktion als Vorzeigebeispiel einer kollaborativen Aktionsforschung, die Kommunikation im Projekt QUERgesund und die vielen verschiedenen damit verknüpften Ebenen und Hierarchien. Des Weiteren wären auf der Basis des Datenmaterials Analysen zu einer detaillierten Ablaufbeschreibung des Forschungsprojektes aus Sicht der Akteur:innen, ein Vergleich der institutionellen Ebene mit der Praxis u. v. m. möglich gewesen. Außerdem hätte über den Unterschied einer theoriegeleiteten oder praxisorientierten Herangehensweise eine gesamte weitere Arbeit verfasst werden können.

Darüber hinaus stellte sich das Thema Projektabschluss anlässlich der aktuellen Phase und des nahenden Endes des Projektes als omnipräsent in den Interviews heraus und überlagerte teilweise andere Themen. Des Weiteren wurden wiederholt vertrauliche Aspekte thematisiert, die nicht mit in die Arbeit einfließen sollten. Diese zwei Punkte legen einerseits eine gewisse Schwäche des Interviewleitfadens sowie eine fehlende Fokussierung offen und verdeutlichen

andererseits die Involviertheit der Forscherin. Gleichzeitig hätte eine zu enge Rahmung der Interviews keinen Raum gegeben, die vielfältigen Perspektiven auf kollaborative Forschung zu berücksichtigen. Dieser Anspruch einer Polyvokalität war auch eine besondere Herausforderung während der Präsentation der Ergebnisse und begründet die Vielzahl wörtlicher Zitate im Ergebnisteil. Der utopische Wunsch, jede Stimme zu Wort kommen zu lassen, spiegelt sich somit auf theoretischer wie empirischer Ebene dieser Arbeit wider.

Zuletzt soll noch die eigene Gefangenheit der Autorin in die in dieser Arbeit thematisierten Strukturen der Institution Universität sowie ihrer Sozialisation in die westliche Wissenschaftstradition und die damit einhergehende Vertrautheit des kolonial geprägten Wissenskanons benannt werden. Dagegen wurde versucht, eine Vielzahl nicht-*weißer* und nicht-westlicher Stimmen in diese Arbeit mit einzubeziehen, was jedoch nicht immer gelang. Außerdem wurde auf die Definition eines Wissenschaftsverständnisses als Grundlage dieser Arbeit im Vorfeld verzichtet, um genau diesen Wissenskanon und die bestehenden Dichotomien aufzubrechen und zu transformieren.

Geschlossene Bibliotheken und der auf den digitalen Raum begrenzte Austausch aufgrund der globalen Pandemie beeinflussten die Forschung darüber hinaus auf methodischer, praktischer und persönlicher Ebene.

10 Schlussbetrachtung

In dieser Arbeit wurde die Methode der kollaborativen Forschung anhand des kollaborativen Praxisbeispiels QUERgesund empirisch erforscht und herausgearbeitet, inwiefern diese zur Dekolonialisierung von Wissen beiträgt. Dafür wurde der Diskurs der Dekolonialisierung an Universitäten theoretisch untersucht und anhand bestehender Theorien und Studien greifbar gemacht. Daraus ließen sich Chancen und Herausforderungen des Prozesses der Dekolonialisierung von Wissen an Universitäten und in der Forschungspraxis ableiten. So wurden beispielsweise die Vorteile einer Dekolonialisierung der universitären Strukturen im Gegensatz zu allgegenwärtigen Diversitätsbestrebungen aufgezeigt. Darüber hinaus konnten auch Potenziale in der Forschungspraxis identifiziert werden, wie die Anwendung indigener Wissenssysteme, die Berücksichtigung der Positioniertheit der Forschenden sowie der Situiertheit von Wissensproduktionen. Die theoretische Untersuchung der Methode der kollaborativen Forschung sowie ihre Einordnung in den geschichtlichen Kontext der Ethnografie als auch ihre aktuelle Anwendung in der Forschung verdeutlichten die Relevanz von außeruniversitären Forschungsprojekten, wie auch die Ethnologin Joanne Rappaport betont:

Contemporary discussions of how anthropology operates in the world force academics to engage ideas and methodologies beyond the ivory tower of the university, something that many Columbian (and other Latin American) anthropologists realized long ago. (Rappaport, 2008, S. 32f.)

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung mit den Akteur:innen des kollaborativen Stadtteilprojektes bestätigen die Relevanz von Wissensproduktionen außerhalb des Elfenbeinturms und das Potenzial partizipativer Forschungsansätze. In den Interviews wurde das Verständnis der Akteur:innen des Stadtteilprojektes QUERgesund bezüglich kollaborativer Forschung deutlich sowie dessen Umsetzung in der Praxis. Die Sichtbarmachung marginalisierter Stimmen sowie der Aspekt des gemeinsamen Forschens und der Ko-Produktion von Wissen wurden hervorgehoben, jedoch auch der herausfordernde Umgang mit Machtverhältnissen und strukturellen Ungleichheiten thematisiert. Teilweise stößt die Methode an die Grenzen neoliberaler universitärer Strukturen sowie mangelnder Zeit- und Energieressourcen, bietet jedoch gleichzeitig die große Chance, Zugang zu vulnerablen Gruppen zu erreichen sowie soziale Ungleichheit zu adressieren. Das Zusammenspiel von Forschung und Intervention spiegelt sich in dem Dreieck zwischen Wissenschaft, Praxis und *Community* wider, was dem Anspruch einer Forschung auf Augenhöhe bedarf. Dieser Anspruch kann nur durch eine dekoloniale Haltung der Forschenden entstehen, die sich durch die Gleichberechtigung aller Partner:innen im Forschungsprozess und eine ständige Selbstreflexion der Forschenden auszeichnet.

Abschließend lässt sich feststellen, dass die Methode der kollaborativen Forschung unter bestimmten Voraussetzungen zur Dekolonialisierung von Wissen beitragen kann. Es konnte gezeigt werden, dass die Forschungshaltung sowie dekoloniale Denkansätze, Forschen auf Augenhöhe erst möglich machen. Ein wichtiges Ergebnis ist außerdem das Dreiecksverhältnis von Wissenschaft, Praxis und *Community* sowie das Ziel, soziale Ungleichheit zu reduzieren. Das Zusammenspiel dieser drei Akteure basiert auf einer wechselseitigen Interdependenz und führt zur Bereicherung aller Beteiligten sowie gesellschaftlichem Fortschritt. Dabei verläuft die Wissenszirkulation jeweils beidseitig zwischen Wissenschaft und Praxis, Praxis und *Community* sowie *Community* und Wissenschaft. Festzuhalten ist, dass eine Dekolonialisierung von Universitäten und Hochschulen unabdingbar ist und die Rahmenbedingung für die Umsetzung dekolonialer Praxis in der Forschung darstellt.

Vor dem Hintergrund der Verwobenheit und globalen Vernetzung (*Interconnectedness*) unserer Welt zeigen die Ergebnisse, dass unterschiedliche Perspektiven, Weltanschauungen und Diversität im Allgemeinen als Bereicherung besonders in der Wissensproduktion gesehen werden sollten. Es wurde deutlich, dass eine Pluralität und Polyvokalität im Wissenskanon verankert werden muss, um das Verständnis von Wissenschaft als ‚universell‘ aufzubrechen und Raum für ein Wissenschaftsverständnis zu schaffen, in dem eine Vielzahl von Wissenschaften nebeneinander existieren und voneinander profitieren können.

Offen bleibt, ob der Wandel der Universitäten hin zu *Pluriversities* gelingen wird und sich wissenschaftliche Institutionen wie Universitäten und Hochschulen als soziale Akteure aktiv für die Beseitigung sozialer Ungleichheit in der Gesellschaft einsetzen werden.

Im Rahmen dieser Arbeit konnte lediglich ein Ausschnitt der Dekolonialisierungsbestrebungen an Universitäten gezeigt sowie ein Überblick über vorhandene Studien gegeben werden. Um die Thematik umfassend beantworten zu können, wäre eine Diskursanalyse zur Dekolonialisierung notwendig. Daraus ergibt sich die Frage, welche weiteren Methoden zur Dekolonialisierung von Wissen beitragen könnten. So verfolgen das Forscher:innenteam rund um Tomás Sánchez Criado im Stadtlabor Berlin den Ansatz einer *Multispecies Ethnography* und verbinden kollaborative Forschung mit künstlerischen Methoden (*beyond text*).²⁵

Nicht geklärt werden konnten darüber hinaus die Langzeitfolgen des Projektes QUERgesund im Stadtteil sowie der nachhaltige *Impact* der Interventionen vor Ort.

²⁵ Vgl. Sánchez Criado/ Estalella (2018).

Abschließend gilt es den Dekolonialisierungsprozess in unterschiedlichen Bereichen unserer Wissens- und Lebenswelten voranzutreiben sowie Strategien von Analyse und Kritik als auch Möglichkeiten solidarischer Vernetzung zu finden, um theoretisch wie praktisch, global wie lokal, (neo)koloniale Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen, zu dekonstruieren und Transformationsprozesse anzustoßen. Dabei handelt es sich um eine globale, transdisziplinäre Aufgabe als Vision für die Zukunft:

This is a transdisciplinary struggle, which will no doubt change everyone involved in the process as the Zapatistas from south-east Mexico say, a new world in which many worlds can fit. (Maldonado-Torres et al., 2018, S. 79)

11 Quellenverzeichnis

11.1 Literatur

- Ahmed, Sara (2012). *On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life*. Durham: Duke University Press.
- Bär, Gesine (2015). *Gesundheitsförderung lokal verorten. Räumliche Dimensionen und zeitliche Verläufe des WHO-Setting-Ansatzes im Quartier*. Bielefeld: Springer VS.
- Berchem, David Johannes/ Falge, Christiane/ Pajonk, Yvonne (2022). Community Health in der Bochumer Hustadt: Wider eine vermeintliche Kultur der Schwer-Erreichbarkeit und der Nicht-Partizipation marginalisierter Communities. In: Department of Community Health (Hrsg.). *Community Health. Grundlagen, Methoden, Praxis*, S. 326-336. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bhambra, Gurinder K./ Gebrial, Dalia/ Nişancioğlu, Kerem (Eds.) (2018). *Decolonising the University*. London: Pluto Press.
- Boidin, Capucine/ Cohen, James/ Grosfoguel, Ramón (2012). Introduction: From University to Pluriversity: A Decolonial Approach to the Present Crisis of Western Universities. In: *Human Architecture: Journal of the Sociology of Self-Knowledge*, 10 (1), Article 2, S. 1-6.
- Breidenstein, Georg et al. (2020). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung* (3. überarb. Aufl.). München: UVK Verlag.
- Brunner, Claudia (2020). *Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne*. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, Maria do Mar/ Dhawan, Nikita (2005). *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Conrad, Sebastian/ Randeria, Shalini (Hrsg.) (2002). *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.
- Dennis, Carol Azumah (2018). Decolonising Education: A Pedagogic Intervention. In: Gurinder K. Bhambra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancioğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 19-36. London: Pluto Press.
- Facer, Keri/ Pahl, Kate (Eds.) (2017). *Valuing Interdisciplinary Collaborative research. Beyond impact*. Bristol: Policy Press.
- Falge et al. (2022). *Auswirkungen der Pandemie auf vielfältige Communities: Fragilität und Marginalisierung* (In Vorbereitung).
- Falge, Christiane/ Betscher, Silke (2022). Community Health als postmigrantische Perspektive auf Migration und Gesundheit. In: Department of Community Health (Hrsg.). *Community Health. Grundlagen, Methoden, Praxis*, S. 276-289. Weinheim: Beltz Juventa.
- Falge, Christiane (2021). Medizinethnologie im Anwendungskontext: theoretische und methodische Orientierungen im Stadtteillabor Bochum. In: Jacob Spallek Hajo Zeeb (Hrsg.). *Handbuch Migration und Gesundheit*, S. 397-405. Bern: Hogrefe Verlag.

- Faller et al. (2022). Community Health als neuronales Netz. In: Department of Community Health (Hrsg.). *Community Health. Grundlagen, Methoden, Praxis*, S. 22-35. Weinheim: Beltz Juventa.
- Fischer, Hans/ Beer, Bettina (Hrsg.) (2003). *Ethnologie. Einführung und Überblick* (6. überarb. Aufl.). Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Fontanari, Elena et al. (2014). »Kollaboratives Forschen« als Methode im Handlungsfeld Flucht und Migration. In: Labor Migration (Hrsg.). *Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung*. Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 65, S. 111-129.
- Gebrial, Dalia (2018). Rhodes Must Fall: Oxford and Movements for Change. In: Gurminder K. Bhambra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancioğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 19-36. London: Pluto Press.
- Ha, Kien Nghi (2010). *Unrein und vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen „Rassenbastarde“*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hall, Budd L. (1981). Participatory Research, Popular Knowledge and Power: A Personal Reflection. In: *An International Journal of Adult Education*, 14(3), S. 6-19.
- Haraway, Donna (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, 14, S. 575-599.
- Hauser, Mandy (2020). *Qualität und Güte im gemeinsamen Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Entwurf und Diskussion von Qualitätskriterien Partizipativer und Inklusiver Forschung*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Heidemann, Frank (2011). *Ethnologie. Eine Einführung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.
- Holmwood, John (2018). Race and the Neoliberal University: Lessons from the Public University. In: Gurminder K. Bhambra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancioğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 37-52. London: Pluto Press.
- Icaza, Rosalba/ Vásquez, Rolando (2018). Diversity or Decolonisation? Researching Diversity at the University of Amsterdam. In: Gurminder K. Bhambra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancioğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 108-128. London: Pluto Press.
- Jansen, Jonathan D. (Ed.) (2019). *Decolonisation in Universities. The Politics of Knowledge*. Johannesburg: Wits University Press.
- Jünger, Saskia et al. (2022). Forschen mit und für Communities – Wissenschaft diversitätssensibel gestalten. In: Department of Community Health (Hrsg.). *Community Health. Grundlagen, Methoden, Praxis*, S. 84-97. Weinheim: Beltz Juventa.
- Keane, Moyra (2021). Research ethics and diversity of worldviews: Integrated worlds and ubuntu. In: *SOTL in the South*, 5(2), S. 22-35.
- Kemmis, Stephen/ Mc Taggart, Robin. (2005). Participatory Action Research: Communicative Action and the Public Sphere. In: Norman K. Denzin/ Yvonna S. Lincoln (Eds.). *The Sage Handbook of Qualitative Research*. (Third Edition), S. 559-603. London: Sage Publications Ltd.

- Kilomba, Grada (2020). *Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism* (6th Edition). Münster: Unrast Verlag.
- Klocke-Daffa, Sabine (Hg.) (2019). *Angewandte Ethnologie. Perspektiven einer anwendungsorientierten Wissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Köckler, Heike/ Simon, Daniel (2019). Digitale Methoden der partizipativen Sozialraumanalyse. In: Posenau, André/ Deiters, Wolfgang/ Sommer, Sascha (Hrsg.). *Nutzerorientierte Gesundheitstechnologie. Im Kontext von Therapie und Pflege*, S. 113-123. Bern: Hogrefe.
- Koshy, Elizabeth/ Koshy, Valsa/ Waterman, Heather (Eds.) (2011). *Action Research in Healthcare*. London: Sage Publications Ltd.
- Lassiter, Luke Eric (2008). Moving past Public Anthropology and doing Collaborative Research. In: *NAPA Bulletin*, 29 (1), S. 70-86.
- Leinhos, Patrick (2019). Qualitative Skype-Interviews. Ein Forschungszugang zu hochmobilen transnationalen Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 20 (1), S. 27-42.
- Low, Setha M. Low/ Merry, Sally Engle (2010). Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas. An Introduction to Supplement 2. In: *Current Anthropology*, 51(2), S. 203-226.
- Maldonado-Torres et al. (2018). Decolonising Philosophy. In: Gurinder K. Bhabra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancıoğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 64-90. London: Pluto Press.
- Marcus, George E. (Ed.) (2000). *Par-Sites. A Casebook against Cynical Reason*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Mbembe, Achille (2018). *Kritik der schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Mbembe, Achille (2016). Decolonizing the university: New directions. In: *Arts & Higher Education*, 15(1), S. 29-45.
- Meuser, Michael/ Nagel, Ulrike (2010). Experteninterview. In: Ralf Bohnsack/ Winfried Marotzki/ Michael Meuser (Hrsg.). *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (3. Aufl.), S. 76-78. Opladen: Barbara Budrich.
- Mignolo, Walter D. (2011). *The Darker Side of Western Modernity*. Durham: Duke University Press.
- Morreira, Shannon (2015). Steps Towards Decolonial Higher Education in Southern Africa? Epistemic Disobedience in the Humanities. In: *Journal of Asian and African Studies*, S. 1-15.
- Napier-Moore, Rebecca (2010). Research into Action. In: *Alliance News. Principle and Practice. GAATW-IS Reflections on Feminist Participatory Action Research*, S. 26-29.
- Niewöhner, Jörg (2012). Von der Wissenschaftstheorie zur Soziologie der Wissenschaft. In: Stefan Beck/ Jörg Niewöhner/ Estrid Sørensen (Hrsg.). *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*, S. 49-75. Bielefeld: transcript Verlag.
- Ogette, Tupoka (2020). *exit RACISM. rassismuskritisch denken lernen* (9. Aufl.). Münster: Unrast-Verlag.

- Pete, Shauneen (2018). Meschakanis, a Coyote Narrative: Decolonising Higher Education. In: Gurminder K. Bhambra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancioğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 37-52. London: Pluto Press.
- Pete, Shauneen (2016). Commentary. 100 Ways: Indigenizing & Decolonizing Academic Programs. In: *aboriginal policy studies*, 6(1), S. 81-89.
- Peters, Michael Adrian (2018). Why is My Curriculum White? A Brief Genealogy of Resistance. In: Jason Arday/ Heidi Safia Mirza (Eds.). *Dismantling Race in Higher Education. Racism, Whiteness and Decolonising the Academy*, S. 253-270. Cham: Palgrave Macmillan.
- Piesche, Peggy (2017). Das Ding mit dem Subjekt, oder: Wem gehört die Kritische Weißseinsforschung? In: Maureen Maisha Eggers et al. *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (3. Aufl.), S. 14-17. Münster: Unrast Verlag.
- Przyborski, Aglaja/ Wohlrab-Sahr, Monika (2021). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (5., überarb. und erw. Aufl.). Berlin/ Boston: De Gruyter Oldenbourg.
- Rappaport, Joanne (2008). Beyond Participant Observation: Collaborative Ethnography as Theoretical Innovation. In: *Collaborative Anthropologies*, 1(1). University of Nebraska Press, S. 1-31.
- Rosenthal, Gabriele (2014). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (4 Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Salami, Minna (2020). *Sensuous Knowledge. A Black Feminist Approach for Everyone*. London: Zed Books Ltd.
- Samerski, Silja (2021). Health Literacy und Empowerment. In: Jacob Spallek Hajo Zeeb (Hg.). *Handbuch Migration und Gesundheit*, S. 421-432. Bern: Hogrefe Verlag.
- Sánchez Criado, Tomás/ Estalella, Adolfo (2018). *Experimental Collaborations. Ethnography through Fieldwork Devices* (EASA, Band 36). New York: Berghahn Books.
- Santos, Boaventura de Sousa (2020). Decolonizing the University. In: Boaventura de Sousa Santos (Ed.). *Knowledges Born in the Struggle: Constructing the Epistemologies of the Global South*, S. 219-239. New York and London: Routledge.
- Sarr, Felwine (2020). *Afrotopia*. Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung.
- Schmidt-Lux, Thomas/ Wohlrab-Sahr, Monika (2020). Qualitative Online-Forschung. Methodische und methodologische Herausforderungen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 21 (1), S. 3–11.
- Shilliam, Robbie (2018). Black/ Academia. In: Gurminder K. Bhambra/ Dalia Gebrial/ Kerem Nişancioğlu (Eds.). *Decolonising the University*, S. 53-63. London: Pluto Press.
- Somé, Malidoma Patrice (1994). *Of Water and the Spirit: Ritual, magic, and Initiation in the Life of an African Shaman*. New York: Penguin Books.
- Spivak, Gayatri. Chakravorty (1994). Can the Subaltern speak? In: G. Nelson & L. Grossberg (Hrsg.). *Marxism and the interpretation of culture*, S. 271-313. Chicago: University of Illinois Press.

- Sprung, Annette (2016). Wissenschaft „auf Augenhöhe“. Partizipatives Forschen in der Erwachsenenbildung zwischen Affirmation und Kritik. In: *Magazin Erwachsenenbildung. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs*, 27, S. 33-41.
- Sykes, Chris/ Treleaven, Lesley (2009). Critical action research and organizational ethnography. In: S. Ybema et al. (Eds.). *Organizational ethnography: studying the complexities of everyday life*, S. 215-230. London, Sage Publications Ltd.
- Thiong'o, wa Ngugi (2018). *Dekolonisierung des Denkens: Essay über afrikanische Sprachen in der Literatur*. Münster: Unrast Verlag.
- Tuck, Eve/ Yang, K. Wayne (2012). Decolonization is not a Methaphor. In: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society*, 1(1). S. 1-40.
- Uhlig, Christian/ Braun, Clemens (2011). Geschichte der Hustadt. In: Annika Becker et al. (Hrsg.). *Handy_photo_HUstadt*. Ein Fotowettbewerb als Teil eines partizipatorischen Kunstprojektes, 122-129. Essen: Klartextverlag.
- Unger, Hella von (2012). Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran? In: *Forum Qualitativer Sozialforschung*, 13 (1), Artikel 7.
- Watson-Verran, Helen/ Turnbull, David (1995). Science and other indigenous knowledge systems. In: Jasanoff, Sheila et al. (Eds.). *Handbook of Science and Technology studies*, S. 114-139. London: Sage Publications Ltd.
- Weingart, Peter (2013). *Wissenschaftssoziologie* (3. überarb. Aufl.). Bielefeld: transcript Verlag.
- Wright, Michael T. (2021). Partizipative Gesundheitsforschung. In: Marlen Niederberger/ Emily Finne (Hrsg.). *Forschungsmethoden in der Gesundheitsförderung und Prävention*, S. 109-135. Wiesbaden: Springer VS.

11.2 Onlinequellen

- Berchem, David Johannes et al. (2021). Zwischenbericht zur Studie QUERgesund in der Bochumer Hustadt. Das Präventionsverhalten in einer multidiversen Nachbarschaft: Gesundheitsbezogene Ressourcen, Barrieren und Handlungsempfehlungen. Im Internet unter: https://www.hs-gesundheit.de/fileadmin/user_upload/Forschung/Zwischenbericht_hsg__QUERgesund.pdf. Recherche am 02.02.2022.
- Dewiki Lexikon. Im Internet unter: <https://dewiki.de/Lexikon/Hustadt>. Recherche am: 30.01.2022.
- Duden, online (2022). Dudenverlag. Bibliographisches Institut GmbH. Im Internet unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Dekolonialisierung>. Recherche am: 02.01.2022.
- Laenui, Poka (2006). Processes of Decolonization. Im Internet unter: <https://www.sjsu.edu/people/marcos.pizarro/courses/maestros/s0/Laenui.pdf>, Recherche am 20.11.2021.
- Mangena, Fainos (o. J.). Hunhu/Buntu in the Traditional Thought of Southern Africa. In: Internet Encyclopedia of Philosophy. A Peer-Review Academic Resource. Im Internet unter: <https://iep.utm.edu/hunhu/>, Recherche am 23.03.2022.

- Palmberger, Monika/ Budka, Philipp (2020). Collaborative Ethnography in the Digital Age: Towards a New methodological Framework. Im Internet unter <https://digitaletnography.at/category/research>. Recherche am 09.02.2022.
- Speed, Shannon (2006). At the Crossroads of Human Rights and Anthropology: Toward a Critically Engaged Activist Research. In: *American Anthropologist*, 108(1), S. 66-76. Im Internet unter: <http://www.jstor.org/stable/3804732>. Recherche am 12.09.2021.
- Stadt Bochum. Im Internet unter: <https://www.bochum.de/amt-fuer-stadtplanung-und-wohnen/Dienstleistungen-und-Infos/Stadterneuerung/Innere-Hustadt>. Recherche am: 30.01.2022.
- VBW Bauen und Wohnen GmbH. Im Internet unter: <https://www.vbw-bochum.de/wohnen-leben/leben-im-quartier/hustadt>. Recherche am: 30.01.2022.
- Wissenschaftsrat (2010). Empfehlungen zur Differenzierung der Hochschulen. Im Internet unter: https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10387-10.pdf?__blob=publicationFile&v=1. Recherche am 05.03.2022.
- Wright, Michael/ Block, Martina/ Unger, Hella von (2007). Stufen der Partizipation in der Gesundheitsförderung. In: Gesundheit Berlin (Hrsg.). Dokumentation 13. Bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit, Berlin 2007. Im Internet unter: https://www.armut-und-gesundheit.de/uploads/tx_gbbkongressarchiv/Wright__M..pdf. Recherche am: 03.03.2022.

11.3 Zeitungsartikel

- Habermalz, Christiane/ Wilde, Wulf (2021). Versöhnungsabkommen mit Namibia / Deutschland erkennt Kolonialverbrechen als Genozid an. In: *Deutschlandfunk*, 21. September. Im Internet unter: <https://www.deutschlandfunk.de/versoehnungsabkommen-mit-namibia-deutschland-erkennt-100.html>. Recherche am: 01.02.2022.

12 Anhang

Der Anhang befindet sich auf der beigelegten CD am Ende dieser Arbeit. Für eine bessere Übersicht wird im Folgenden der Inhalt aufgelistet:

12.1 Transkripte (Insgesamt 11 Interviewtranskripte in voller Länge)

12.2 Interviewleitfäden

12.2.1 Interviewleitfaden Institutionen

12.2.2 Interviewleitfaden wissenschaftliche Begleitung und Projektkoordination

12.2.3 Interviewleitfaden STF und Studierende hs Gesundheit

12.3 Einwilligungserklärung und Datenschutzbestimmung

Selbstständigkeitserklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die M.A.-Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen und Hilfsmittel benutzt habe, alle bildlichen Darstellungen und Ausführungen, die anderen Schriften wörtlich oder sinngemäß entnommen wurden, kenntlich gemacht sind und die Arbeit in gleicher oder ähnlicher Fassung noch nicht Bestandteil einer Prüfungsleistung an dieser oder einer anderen Fakultät oder Prüfungsbehörde war.

Bochum, den 29.03.2022
